

GUSTAV NECKEL

Altgermanische Kultur

6.-10. TAUSEND

VERLAG QUELLE & MEYER · LEIPZIG

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
208

Altgermanische Kultur

Von

Dr. Gustav Neckel
ord. Professor an der Universität Berlin

Zweite verbesserte Auflage



1 9 3 4

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

*

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H.
Leipzig

Vorwort zur ersten Auflage

Dieses kleine Buch ist letzten Endes erwachsen aus Vorträgen, die der Verfasser vor elf Jahren in Frankfurt a. M. über „Altnordische Kultur" gehalten hat, und die auszugsweise im Jahrbuch des dortigen Freien Deutschen Hochstifts 1914 gedruckt worden sind. Die vollständige Veröffentlichung in Buchform sollte bald folgen, ist aber durch die Zeitereignisse weit hinausgeschoben worden.

Inzwischen ist der Stoff gewachsen, und die Auswahl bezeichnender Tatsachen hat eine bessere werden können. Der veränderte Titel bedeutet nicht, daß die Grundlinien andere geworden sind. Aber das nicht-nordische Germanien, insbesondere Deutschland, ist jetzt nicht bloß einleitend, sondern durchgehends berücksichtigt, und zwar, wie es der deutsche Leser erwarten kann, vorzugsweise — was bei der Lage der Dinge leider nicht besagen kann, daß auch vorzugsweise von deutschen Quellen die Rede ist. Deutschlands Altertum kann nur erkannt und verstanden werden auf Grund vergleichender Betrachtung aller germanischen Urkunden.

Diese alte wissenschaftliche Einsicht gewinnt in unserer Zeit, die auf so vielen Gebieten eine Erneuerung erlebt, wieder mehr Boden, wozu auch dieses Büchlein beitragen möge. Es enthält allerlei, womit auch dem Fachmann gedient sein wird. Einiges davon wird hoffentlich so, wie es dargestellt ist, für sich selber sprechen; anderes gedenke ich eines Tages monographisch näher zu begründen.

Die einzelnen Abschnitte sind so weit selbständig, daß sie in beliebiger Reihenfolge gelesen werden können. Insbesondere ist die „Einleitung" für das Verständnis der Nachfolgenden nicht notwendig.

Berlin-Charlottenburg, 1924 — Gustav Neckel

Vorbemerkung zur zweiten Auflage

Von den 1924 erwähnten monographischen Begründungen ist die wichtigste die in meiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“ (zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage, Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1934) zu S. 44 der ersten Ausgabe dieses Büchleins gegebene. Das darin Gesagte macht die entsprechenden Seiten der „Altgermanischen Kultur“ übrigens keineswegs überflüssig.

Einzelne Versehen und Druckfehler sind beseitigt worden. Von mehreren Seiten geäußerten Wünschen nach Literaturangaben bin ich nachgekommen, indem ich in Fußnoten eine Anzahl Werke verzeichnete, aus denen weiterreichende Aufklärung zu schöpfen ist, oder welche Originalquellen zu dem im Text Vorgetragenen darstellen.

Möchte das kleine Buch auch in seiner neuen Gestalt wohlwollende Leser finden und an seinem Teile dazu beitragen, daß richtigere Anschauungen von der germanischen Vorzeit zum Gemeingut der Deutschen werden.

Berlin-Charlottenburg, Pfingsten 1934 — Der Verfasser

Inhalt

✶



I. Einleitung

Unter altgermanischer Kultur verstehen wir die Kultur der Germanen vor ihrer Bekehrung zum Christentum. Es gab nämlich eine solche Kultur. Wer glaubt, den Germanen sei Kultur erst durch das Christentum zugeführt worden, ist einseitig unterrichtet. Da einseitige Unterrichtung über diese Dinge landläufig ist, so ist jener Glaube weit verbreitet und macht von sich reden, und das hat dazu geführt, daß man ihn heftig bekämpft, indem man die entgegengesetzte Einseitigkeit verkündet: die Kultur der ungetauften Germanen sei nahezu in jeder Beziehung etwas einzigartig Herrliches gewesen, viel bedeutender als alles, was die Fremde den Germanen habe bringen können. So gebiert ein Irrtum den andern!

Die altgermanische Kultur war kein goldenes Zeitalter, nach dem wir uns zurücksehnen müßten, kein Inbegriff edler Humanität und tiefer Einsichten in den Bau des Weltalls und die Natur der Dinge. Aber sie war da, und man kann sie nicht abtun mit Schlagworten wie „Halbkultur", „primitives Stadium", „Barbarentum", die nur dazu dienen, die Unkenntnis zu verhüllen und zu sanktionieren — letzteres insofern, als angedeutet wird, das frühe Germanentum sei eigentlich nichts anderes als z. B. Indianertum oder Australnegertum, also etwas, was man von vornherein im wesentlichen kenne, und was nähere Kenntnisnahme nicht lohne, weil solche niederen Gesellschaftsformen tief unter uns liegen.

Wer so denkt, für den ist dieses Buch nicht geschrieben, denn es ist natürlich in der Voraussetzung geschrieben, daß der Gegenstand, von dem es handelt, kennenswert ist. Und man sollte meinen, daß der unverbildete deutsche Leser diese Voraussetzung teilt. Dieser fühlt, daß er nicht von Indianern oder Australiern abstammt. Er lebt in der Vorstellung, wie das deutsche Volk von heute anders ist als die Völker südlich der Alpen oder die Balkanvölker, so müßten auch die alten Germanen schon ihre Eigenart gehabt haben, eine Eigenart, die der unsern ähnlich war. Und er hat natürliche

Pietät gegenüber seinen Urvätern. Dieses Fühlen und Meinen wird durch die Tatsachen und durch die Forschung bestätigt, wenn auch manches sich anders herausstellt, als man glauben möchte; die naive Pietät muß einige Stöße vertragen können, sie muß sich kritisch und sachlich erziehen lassen zu der denkenden, abstandsbewußten Pietät, die als Standpunkt unangreifbar und schlechthin überlegen ist.

Daß die Kultur der heidnischen Germanen die Teilnahme Denkender und Hochgebildeter erregen kann, dafür liefert den besten Beleg das Werk des Cornelius Tacitus. Dieser vornehme Römer, voll von den stolzen Traditionen seines Vaterlandes, und voll der feinen griechischen Bildung, hat die Germanen merkwürdig gefunden und sie geliebt (auch letzteres geht deutlich aus seiner Darstellung hervor, besonders daraus, daß sie das, was als Schattenseite erscheinen mußte, diskret verhüllt). Diese Hochschätzung des Tacitus für unsere Vorfahren war nicht etwa rein literarische oder dichterische Begeisterung, die vor der Wirklichkeit verflogen wäre. Der Schriftsteller ist zwar wahrscheinlich nie in Germanien gewesen und hat die germanische Sprache nicht beherrscht, er hat andererseits das Allermeiste, was er mitteilt, aus zweiter Hand, und er ist als Angehöriger einer alternden Kultur nicht frei von einem gewissen Kultus unschuldsvoller Urzustände; aber er hat viele Germanen gesehen und sicherlich auch mit manchem von ihnen gesprochen, sonst könnte er z. B. nicht von jenen gewaltigen Gliedmaßen reden, „die wir bewundern“, und könnte er nicht Beobachtungen über die Germanen mitteilen, die zugleich intim und richtig sind; die Richtigkeit ergibt sich aus dem Vergleich mit den Quellen, welche die Germanen selbst hinterlassen haben. Die wohlwollende Beleuchtung hat übrigens Tacitus gewiß nicht selbst aufgebracht, sondern bereits von Gewährsmännern mit Beifall übernommen. Den kalten, ja gehässigen Blick, mit dem Cäsar auf die Besieger des Titurius und Cotta und auf die unangreifbaren Überrheinischen sah, haben nicht alle römischen Offiziere geteilt, geschweige die Griechen.

Die „Germania“ ist eine Hauptquelle für die Erkenntnis der altgermanischen Kultur. Sie ist unschätzbar als vielseitige, stoffreiche, tief eindringende Schilderung des Germanentums im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, entworfen von der Hand eines Meisters der Geschichtschreibung, eines antiken Menschen, für den es jene Vorurteile noch nicht gab, unter denen der Wahrheitsgehalt der mittelalterlichen Ethnographie und Geschichtschreibung meist so

schwer leidet. Über keinen anderen der großen Volksstämme der Weltgeschichte liegt auf so früher, unberührter Stufe ein derartiger Bericht vor. Auf die entsprechenden Zustände bei Kelten und Slawen fällt nur äußerst spärliches Licht, und Römer und Griechen werden uns erst bekannt, als sie mit fremder Kultur stark durchsetzt sind, also in einer Verfassung, die etwa dem germanischen Mittelalter, wenn nicht der Neuzeit, entspricht. Auch diese alle waren einst Völker ohne Städte, ohne Einheitsstaat, lebend nach den ungeschriebenen Gesetzen der Selbsthilfe, der Sippen und der freiwilligen Bündnisse, nationale Götter verehrend und heimische Wolle spinnend. Einzig bei den Germanen aber kennen wir diesen Zustand in seiner ganzen Bedeutung und bis in seine tiefsten Geheimnisse hinein.

Das danken wir nicht dem Tacitus allein, überhaupt nicht den antiken Berichten allein, sondern dem Hinzutreten eines zweiten glückhaften Umstandes, nämlich dem Vorhandensein wertvoller germanischer Quellen, welche uns die bodenständigen Lebensverhältnisse der Bevölkerung von innen her zeigen. Die Hauptmasse dieser Quellen besteht in der altnordischen Literatur im engeren Sinn.[1] In England und Deutschland fließt ihresgleichen dürftiger und oft so versteckt, daß nur der an der nordischen Fülle geübte Blick das Wässerlein bemerkt.

Diese ungleiche Verteilung der germanischen Aussagen über das heimische Heidentum hat verschiedene Gründe. An erster Stelle steht der kulturgeographische Grund: die römisch-christliche Kultur, welche die alten Zustände und Anschauungen zersetzt hat, kam von Süden und hat daher dort eher, länger und stärker gewirkt als im entfernteren Germanien. England und Süddeutschland sind eher christlich geworden als das norddeutsche Sachsenland, und dieses eher als Skandinavien. Nun brachte zwar die Kirche auch die Schreibkunst überall hin, und es waren also überall die äußeren Bedingungen für die Aufzeichnung von Überliefertem in wesentlich gleicher Weise gegeben. Überall ist in der Tat über kurz oder lang auch weltliche Literatur aufs Pergament gekommen. Aber fast nur im fernen Island gelangten Gebilde zur dauernden Aufzeichnung, die ganz oder wesentlich unverändert aus heidnischer Zeit stammten und die vorchristliche Gesittung atmeten.

Die Literatur letzthin heidnischer Herkunft, die wir in England

---

[1] Vgl. Verf., Die altnordische Literatur, Leipzig 1923 (Aus Natur und Geisteswelt. 782. Bd.).

und Deutschland aufgezeichnet finden, zeigt sich meist viel stärker verändert und mit neuem Geiste durchtränkt, und sie ist auch von geringerem Umfang. Unser Nibelungenepos stammt zwar ab von stabreimenden Liedern der Völkerwanderungszeit, von deren Geiste es imponierend viel bewahrt hat, aber sie sind schon Jahrhunderte vor unserm Epos durch das von Süden eingedrungene Spielmannstum formell und inhaltlich umgestaltet und zum Teil entstellt worden, und dann hat die französische Mode der Ritterzeit weitere Wandlungen erzwungen, besonders die Aufschwellung der knappen Lieder zum breiten Epos. Im Norden dagegen sind dieselben Lieder in ihrer ursprünglichen Knappheit und stabreimenden Form lange am Leben geblieben und so schließlich auf Island niedergeschrieben worden. Dort oben war eben der fremde Kultureinfluß weit schwächer. Es gab zwar auch dort eine Kirche, die nicht ganz wirkungslos blieb auch auf die Pflege der Heldendichtung. Aber es fehlten in Skandinavien einstweilen das Spielmannstum und das Ritterepos. — Wenn aber auf Island die Ernte so reich ausgefallen ist, während schon das skandinavische Festland fast völlig arm dasteht, so ist der Grund hierfür die besondere und einzigartige Blüte des isländischen Literaturbetriebes bereits in heidnischer, schriftunkundiger Zeit, wozu die Besiedlungsbedingungen der Insel und anscheinend auch keltische (irische) Anregungen zusammengewirkt haben. Die Fülle bodenständiger Überlieferung, welche die Kirche gerade dort vorfand, enthielt schon eine gewisse Gewähr dafür, daß diese Überlieferung auch in treuerer, echterer Form aufs Pergament kam als anderswo in Germanien.

Dasselbe wie bei der Heldendichtung zeigt sich bei der Religion. Bekanntlich sind es auch hier allein die Isländer, die uns ausführliche und genaue Berichte vorlegen. Aus dem festländischen Skandinavien dagegen, aus England und Deutschland verlautet nicht viel mehr als eine Anzahl Götternamen; sonst sind wir für diese Gegenden auf ausländische Zeugen angewiesen (Tacitus u. a.), die als solche natürlich weniger zuverlässig und genau sind, z. B. nur selten eine Gottheit bei ihrem wirklichen Namen nennen, in der Regel aber alles nur vergleichsweise benennen. Immerhin läßt sich besonders aus Tacitus ersehen, daß die Germanen einen ziemlich reich entwickelten Götterkult hatten und daß die beiden Hauptgötter Wodan und Donar, die uns im Norden so lebendig geschildert werden, schon um den Anfang un=

serer Zeitrechnung in ganz Germanien verehrt wurden.[1] Daß im größten Teile des Gebiets davon so wenig überliefert ist, im Lande der Edda dagegen so viel, liegt an dem südnördlichen Siegeszug der christlichen Kirche und an dem besonders regen Interesse der Isländer für Vorzeitkunde jeder Art.

Auch Verfassung, Recht und Sittlichkeit haben im Süden schnellere und gründlichere Wandlungen durchmachen müssen als im Norden, und nirgends hat man das in diesen Lebensformen Vergangene und Vergehende mit solchem Verständnis und solcher Liebe im Gedächtnis festgehalten und der Nachwelt überliefert wie in der fernen nordischen Kolonie. In den germanischen Staaten, die auf dem Boden des Römerreiches gegründet wurden, besonders im merowingischen Frankenreich, das früh auch auf das rechtsrheinische Germanien übergriff, entwickelte sich eine Mischkultur, in der die Einrichtungen und Begriffe römischer Herkunft tonangebend wurden. So entstand das mittelalterliche Königtum, eine Institution von viel größerer Machtfülle, höheren Ansprüchen und mannigfaltigeren Aufgaben, als das altgermanische Fürstentum gewesen war. So entstand im Dienste dieses Königtums der Adel, eine bevorrechtete Klasse, die bald die alleinige Trägerin der alten Gewohnheiten der Waffenführung und der ritterlichen Selbsthilfe wurde, diese jedoch in anderem Geiste ausüben lernte, als der altgermanische Bauer sie ausgeübt hatte. Denn gleichzeitig verschoben sich, unter ständiger Einwirkung der Kirche, auch die sittlichen Begriffe. Alte Werte verblaßten und gingen zugrunde, neue Werte suchten sich durchzusetzen. Die Gemütsart vieler Menschen selbst wandelte sich, zuerst wohl in den Klöstern, dann auch außerhalb. Das erste, was wir von diesem Wandel der Sitten gewahr werden, in den Zehn Büchern fränkischer Geschichte des Bischofs Gregor von Tours, ist ein Bild erschreckender Verwilderung, das scharf absticht nicht nur von dem Gemälde des Tacitus, sondern auch vom altnordischen Leben in heidnischer und beginnender christlicher Zeit, wie wir es aus der erzählenden Literatur der Isländer (den Sagas) kennen. Wohl aber erlauben die merowingischen Zügellosigkeiten einen Vergleich mit der isländi-

[1] Die Germanen waren nicht etwa Monotheisten, wie neuerdings von manchen Seiten verkündet wird — vielleicht infolge einer Verwechslung des Monotheismus mit dem, was Max Müller Henotheismus nannte: dem Glauben an einen fulltrúi, von dem unten S. 86ff. die Rede ist. Vgl. auch Hans Naumann, Germanischer Schicksalsglaube, Eugen Diederich's Verlag in Jena, 1934, S. 15 f.

schen Sturlungenzeit (13. Jahrhundert) oder mit den norwegischen Bürgerkriegen im 12. Jahrhundert. Auch hier zeigt sich, wie die Kulturmischung zunächst stark auflösend gewirkt hat. Besonders verhängnisvoll war es, daß die kriegerischen Handlungen der Selbsthilfe und der Rache nicht mehr durch Sitte und Pflicht geregelt waren, während Staat und Kirche noch nicht daran denken konnten, sie zu unterdrücken, und während die Leidenschaften keineswegs gezähmt waren, sondern im Gegenteil oft Steigerung ins Fanatische erfuhren. Erst der straffer organisierte Staat der Neuzeit und das im 18. Jahrhundert erwachende öffentliche Gewissen haben in diesen Verhältnissen einen gründlichen Umschwung herbeigeführt.

Es ist eine alte Streitfrage, wie weit das Zeugnis des altnordischen Schrifttums reiche. Vor hundert Jahren, als große Gelehrte, voran die Brüder Grimm, die germanische Altertumskunde, recht eigentlich begründeten, beurteilte man die Dinge nach ihren großen Grundverhältnissen, die für das damalige, energisch ausgreifende Studium klar vor Augen lagen. Man fand, da die Aussage der Isländer fast überall, wo sie sich mit Quellen aus oder über Deutschland vergleichen ließ, mit diesen in so überraschender Weise übereinstimmte, so sei es die gesundeste Annahme, daß auch da, wo ein solcher Vergleich infolge der Spärlichkeit deutscher Quellen nicht angeht, er doch, falls er anginge, dasselbe Ergebnis liefern würde. Auf Grund dieser einfachen und, wie man sieht, keineswegs törichten Überlegung glaubten die meisten älteren Germanisten sich berechtigt, den Inhalt der altnordischen Pergamente ohne weiteres als Aufklärung über altgermanische Zustände überhaupt, also auch über die heidnischen Deutschen, und speziell über deren Götterglauben, für den man sich am meisten interessierte, zu werten. Man stand damals noch nicht unter dem Einfluß der Entwicklungslehre mit ihrem Begriff des steten Wandels, vielmehr stand man unter dem Eindruck der Übereinstimmungen zwischen zeitlich und räumlich weit getrennten Quellen, die man beobachtet hatte, und die die Stabilität der Kulturerscheinungen veranschaulichten. Damals gerade spielten sich aber auch die ersten Erfolge der vergleichenden Sprachwissenschaft ab, und alle Ergebnisse dieser Wissenschaft lassen sich auf die Formel bringen: die Verschiedenheit entsprechender Gebilde in verwandten Sprachen ist nur scheinbar, in Wirklichkeit besteht Identität. Dieser Gedanke liegt zugrunde, wenn wir z. B. sagen, deutsches „Vater“ und lateinisches pater seien dasselbe Wort. Die Verschiedenheit des ursprünglich Identischen betrachtete man,

wie alle sekundären Veränderungen, als Verfallserscheinungen, sah sie also im Lichte dessen, was eigentlich nicht sein soll, und diese Betrachtungsweise wurde von der Sprache auf die Religion und die sonstige Kultur übertragen. Man erkannte wohl auch auf diesen Gebieten, daß im Laufe der Jahrhunderte nicht alles dasselbe geblieben war; aber da, wo das Alte überhaupt noch vorhanden war, sah man von seiner Entstellung durch die Zeit als unwesentlich ab. Wie der Name des obersten Gottes, Wodan, im Norden sein anlautendes W verloren und den Vokal seiner zweiten Silbe gegen einen anderen vertauscht hatte (Odin), so mochte wohl auch des Gottes Wesen dort teils verarmt, teils erneuert sein, aber er war doch nicht bloß dem Namen nach derselbe, und wo immer man seiner Gestalt habhaft wurde, da hatte man eben ihn, und nichts Geringeres.

Dieser romantische Identitätsbegriff war gefährlich durch seine Unklarheit. Er konnte nicht das letzte Wort sein. Aber der radikale Rückschlag, der auf die Herrschaft der romantischen Begriffe gefolgt ist, war seinerseits mit nicht geringeren Bedenken verknüpft und konnte ebensowenig endgültige Anschauungen erzeugen.

Während die Sprachwissenschaft fortschritt zu immer klarerer Erkenntnis der im Sprachleben tatsächlich wirksamen Faktoren, infolgedessen den Begriff des Verfalls aufgab und das geschichtliche Werden der Sprachen zu ihrem Hauptgegenstande erhob, so daß die Frage nach der indogermanischen Ursprache zurücktrat (deren wesentliche Nichtidentität mit dem Sanskrit man erkannt hatte), erlebten die einzelnen Zweige der germanischen Altertumskunde einen ähnlichen Wandel der Betrachtungsweise, indem auch hier nicht mehr die Urzustände an sich erforschungswürdig erschienen, sondern die historische Entwicklung seit den Urzuständen. Schon dies bedeutete eine Verödung der alten Grimmschen Arbeitsfelder; die jüngeren Perioden zogen die meisten Kräfte auf sich. Wer sich mit den altgermanischen Denkmälern abgab, studierte sie meist in sprachgeschichtlicher Absicht, denn die Sprachwissenschaft, die neue Erfolge aufzuweisen hatte, war für die germanischen Studien derart die Herrscherin geworden, daß mancher es ganz verlernte, die alten Quellen auch als Literatur- und Kulturquellen zu werten, und in weiteren Kreisen die Meinung entstand, „Germanistik" sei Sprachgeschichte, und Literatur gebe es erst in der Neuzeit. Es kam hinzu, daß man nun mit berechtigtem Rückschlag gegen romantische Schwächen das stärkste Gewicht legte auf exakte Feststellung und Er-

fassung der gegebenen Tatsachen und ihrer Unterschiede und gleichzeitig Mißtrauen nährte gegen weiterreichende und verallgemeinernde Schlußfolgerungen. Alles dies wirkte zusammen, so daß die alte umfassende und vergleichende Forschungsweise nahezu aufhörte und die engen Zusammenhänge zwischen den Quellen des germanischen Altertums, statt weiter aufgedeckt zu werden, mehr oder weniger in Vergessenheit gerieten. Nur auf sprachlichem Gebiet und in der linguistischen Metrik [1] machte die Vergleichung noch gewisse Fortschritte, aber es blieb bezeichnenderweise bei der Feststellung der Übereinstimmungen; die zu ziehenden Folgerungen wurden nicht gezogen.

Als eine Hauptstütze der alten Lehren galten die Eddalieder, von denen man annahm, sie seien in der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit in Südskandinavien (Dänemark) entstanden, ein „ehrwürdiges Band der Nationen", wie die Kopenhagener Quartausgabe der Götterlieder (1787) sie bezeichnete. Diese Datierung wurde in den 1870er Jahren umgestoßen durch den norwegischen Germanisten Sophus Bugge. Er hatte mittels der ältesten nordischen Runeninschriften nachgewiesen, daß zu der Zeit, wo die Eddalieder gedichtet sein sollten, die Sprache in ganz Skandinavien noch nicht das Altnordische der Lieder und der sonstigen altnordischen Literatur gewesen ist, sondern eine altertümlichere Sprachform, die dem Gotischen, Altsächsischen und Althochdeutschen viel näher stand. Bugge hatte also einen hohen Grad von Einheitlichkeit des germanischen Sprachgebiets für eine Epoche dargetan, die bis dahin als schon viel stärker sprachlich zersplittert hatte gelten müssen, und er hatte damit der Grimmschen Betrachtungsweise bedeutenden Vorschub geleistet. Aber wie dies nicht die Absicht des norwegischen Forschers gewesen war, so hatte es auch zunächst keine solchen Folgen, sondern entgegengesetzte. Jener zeigte nämlich einleuchtend, daß der Versbau vieler Eddalieder — der im Spruchmetrum verfaßten — sich mit der silbenreicheren Runensprache nicht verträgt und sie also jünger sein müssen. Dies besagte: sie seien jünger als der Anfang der Wikingzeit (um 800). Das Ergebnis hatte eine Stütze an dem Alter der erhaltenen Skaldengedichte, von denen die ältesten dem 9. Jahrhundert angehören. Man dehnte es bald auf die Gesamtheit der Eddalieder aus. Und damit schien eine gewaltige Bresche in den

[1] Diese ist besonders durch E. Sievers gefördert worden, dessen Ergebnisse und Anschauungen in seiner „Altgermanischen Metrik" (Max Niemeyer, Halle 1893) niedergelegt sind.

stolzen Bau der älteren deutschen Germanistik geschlagen zu sein. Die Wikingzeit, in der man sich jetzt die eddische Dichtung aufblühend dachte, war eine Periode starker Umwälzungen und hat bedeutsamen Kultureinflüssen die Bahn bereitet, die aus Britannien und Irland nach Skandinavien gelangten, darunter das Christentum. Daher untersuchte man nun die Eddalieder auf solche westlichen Elemente hin, und Bugge glaubte deren so viele zu finden, daß er behauptete, die Inhalte der Lieder, also die Götter- und Heldensagen, seien zu einem sehr beträchtlichen — er meinte sicherlich: zum größten — Teil Umbildungen christlicher und antiker Erzählungen, welche die Wikinge bei Mönchen und Klosterschülern auf den britischen Inseln kennengelernt hätten. Diese wundersame These wirbelte viel Staub auf, und wenn sie auch nicht allgemein volle Anerkennung fand und von dem Berliner Germanisten Karl Müllenhoff sogar heftig und überlegen bekämpft wurde[1], so hat sie doch — semper aliquid haeret! — das ihrige beigetragen zur Stärkung der Ansicht, die altnordische Literatur habe mit Deutschland, wenn überhaupt etwas, so sehr wenig und Fragwürdiges zu tun — ein Sentiment, das ohne Zweifel an sich naheliegt, da die altnordische Literatur nicht ganz leicht zugänglich ist, und das vor allem mit dem Geist der Zeit fin de siècle aufs beste harmonierte.

Diese Zeit gehört heute der Vergangenheit an, ebenso wie die ihr vorangehende der germanistischen Synthese, ja mehr als diese.

Von den drei Buggeschen Sätzen ist nur der erste, der Grundstein des Gebäudes, unerschüttert geblieben und wird es bleiben: die Sprache der „urnordischen" Runen hat sich endgültig entschleiert als das lange über Christi Geburt hinaus im Norden fortlebende „Urgermanisch", d. h. als die älteste germanische Sprachform, die wir kennen. Doch hat dieser Sprachzustand schon etwas früher sein Ende erreicht, als man bis 1917 annahm. Der in diesem Jahre gemachte Fund der großen Runenplatte von Eggjum und der 1932 auf der norwegischen Insel Bömmelö gefundene Runenkamm von Setre führen auf ein ein bis zwei Jahrhunderte früheres Datum für die Wortverkürzungen, welche die jüngere Sprachform, das Altnordische, entstehen ließen (7. Jahrhundert). Daher können Gedichte und Strophen, deren Versbau zeigt, daß sie von vornherein altnordische, verkürzte Wortformen aufgewiesen haben, ebensogut im

[1] Im 5. Bande von Müllenhoffs „Deutscher Altertumskunde", Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1891.

8. Jahrhundert oder um 700 entstanden sein wie im 9. oder 10. Jahrhundert. Mehr als das: neue, eingehendere Untersuchungen[1] haben ergeben, daß es unter den Eddaliedern eine nicht unbedeutende Minderheit gibt, die sich der Buggeschen Datierungsmethode überhaupt entzieht, weil sie keine oder nur vereinzelte Verse enthält, die deren Anwendung erlauben. Während diejenigen Denkmäler, die jener Methode reichliche Handhaben bieten, sämtlich nach andern Merkmalen zu den jüngeren oder jüngsten gerechnet werden müssen, besteht die Minderheit überwiegend aus solchen, die umgekehrt durch sonstige Eigenschaften zur ältesten Schicht sich stellen. Hieraus folgt mit hoher Wahrscheinlichkeit, daß die Minderheit in der Tat älter ist als die altnordische Sprache, mithin etwa so alt, wie die romantischen Eddaforscher die eddische Dichtung überhaupt machen wollten. Die damals hierfür vorgebrachten kulturgeschichtlichen Gründe, die keineswegs durchweg verächtlich, aber niemals entkräftet worden waren, traten damit wieder in ihr Recht. Das Skirnirlied, das des Gottes Frey Werbung um die Riesentochter Gerd darstellt, ist als eine Schöpfung um 600 oder um 500 begreiflicher als im 10. Jahrhundert. Ebenso das Wafthrudnirlied mit seiner Fülle mythologischen Wissens.[2] Eine solche Datierung bedeutet: Entstehung in gemeingermanischer Zeit, mithin gemeingermanischen Charakter.

Die gemeingermanische Zeit hat ihren Namen davon, daß damals noch den Germanen Sprache und Kultur im wesentlichen gemeinsam waren und ungehemmter Austausch auf dem ganzen Gebiete stattfand. In gemeingermanischer Zeit oder früher haben sich z. B. die Runenschrift und die Heldendichtung von unbekannten Ausgangspunkten aus verbreitet. Diese beiden Erscheinungen zeigen einen bemerkenswert gleichartigen Befund. Die altertümlichsten Gebilde, Inschriften im Futhark von 24 Zeichen und knappe, mit Dialog geradeaus erzählende stabreimende Lieder, finden sich südgermanisch und nordgermanisch, südgermanisch jedoch spärlich, nordgermanisch viel reichlicher. Die genetisch jüngeren Gebilde, Inschriften mit 16 Zeichen und stabreimende Lieder anderer, minder einfacher Anlage, finden sich nur nordgermanisch, und zwar wiederum reichlich. Wir haben also im Norden reichlichere Bewahrung und selbständige Fortentwicklung des Gemeingermanischen, im Süden spärliche Be-

---

[1] Von Erik Noreen, Professor an der Universität Lund.

[2] Die Götterlieder der Edda deutsch in: Edda. Zweiter Band, übertragen von F. Genzmer (Thule Bd. 2), 2. Auflage, Jena 1932. Volksausgabe der Genzmerschen Edda, Diederichs, Jena 1933.

wahrung, und an die Stelle der selbständigen Fortentwicklung tritt hier früher Ersatz durch Fremdes oder starke Umbildung unter fremdem Einfluß (die Runenschrift, die im inneren Schweden und auf Island bis in die Neuzeit fortlebt, ist bei uns und in England früh durch das lateinische Alphabet völlig verdrängt worden; die Heldenlieder sind in England von Klostergeistlichen zu Epen umgedichtet worden, bei uns von Spielleuten ihrer stabenden Form entkleidet, von Geistlichen gelegentlich in lateinischen Hexametern bearbeitet, endlich im Hochmittelalter zu Leseepen für höfische Kreise zurechtgemacht).

Die altertümlichsten Heldenlieder der Edda[1] gehen, wie Inhalt, Form und Einzelheiten der Sprache zeigen, auf deutsche Vorbilder zurück, die sie Szene für Szene und oft Vers für Vers wiedergeben. Da die deutschen Originale verloren sind, müssen die nordischen Nachdichtungen sie uns ersetzen. Wir gewinnen dadurch eine kleine, übrigens ziemlich mannigfaltige Gruppe deutscher stabender Heldenlieder, Seitenstücke zum alten Hildebrandsliede, aber meist vollständiger und durchweg altertümlicher erhalten als dieses; drei dieser Denkmäler, darunter das Hildebrandslied, weisen weiter auf gotische Urgedichte, sind also nur relative, keine eigentlichen Originale.

Die Zeit der Einbürgerung der gotischen und deutschen Lieder in Skandinavien ist ungewiß. Auf späterer Stufe beobachten wir, wie die jüngeren deutschen Gestaltungen der sogenannten Nibelungensage in Norwegen und Island eifrig aufgenommen und neben den fortlebenden alten Formen gepflegt werden. Wir sehen dann auch Ritterdichtungen aus Deutschland dort oben Eingang finden. Diese fortgesetzten Aneignungen legen die Annahme nahe, daß es sich auch auf der früheren Stufe nicht um eine einmalige Übernahme, sondern um wiederholte Anleihen gehandelt hat. Ist dem so, so sind die eddischen Heldenlieder deutscher Herkunft (erhaltene und verlorene) nicht alle zur gleichen Zeit eingewandert. Wahrscheinlich ist ferner, daß berühmt gewordene Gedichte wie der Burgundenuntergang, Ermenrichs Fall, Wielands Rache immer sehr bald nach ihrer Entstehung die Runde machten an allen germanischen Fürstenhöfen, die der Dichtkunst eine Stätte gaben, daß also die genannten Lieder

[1] Deutsch in: Edda. Erster Band, übertragen von Felix Genzmer (Thule, Bd. 1), 3. Auflage, Jena 1928. Man beachte auch die soeben angeführte wohlfeile Volksausgabe und die Simrock-Edda, auf die sich ein Hinweis am Schluß findet.

spätestens im 6. Jahrhundert auch in die dänischen und schwedischen Königsburgen zu Lejre und Upsala gelangt sind. In Norwegen dagegen gab es einen hohe Dichtkunst pflegenden Hof damals vermutlich überhaupt noch nicht. Erst im 8. und 9. Jahrhundert dürfte dort die Heldendichtung Eingang gefunden haben, und es scheint sich dabei, wenigstens zum Teil, um Texte zu handeln, die man nicht aus Dänemark oder Schweden, sondern unmittelbar aus Norddeutschland bezog. Die nach Norwegen gebrachten Lieder sind die einzigen, die wir, dank dem isländischen Fleiß, der industria Thylensium, die Saxo Grammaticus so rühmenswert und hochverdienstlich gefunden hat, im ursprünglichen Wortlaut besitzen.

Auch an die angelsächsischen Fürstenhöfe im eroberten England sind in heidnischer Zeit (vor 600) Heldenlieder gelangt, aus Deutschland und noch mehr aus Dänemark und Südschweden; in diesen Ländern war man schöpferischer als auf dem Kolonialboden jenseits der Nordsee. Es waren zum Teil dieselben Lieder, die in Norwegen-Island und in England vorgetragen wurden. Aber daß ein angelsächsisches Gedicht zur Wikingzeit Quelle eines isländischen geworden wäre, wie Bugge gemeint hat, daran ist nicht zu denken. Die Ähnlichkeiten und Anklänge erklären sich allein aus älterem, mittelbarem Zusammenhang.

Überhaupt hat die Hypothese von den apokryphen Entlehnungen aus Britannien sich im wesentlichen als verfehlt herausgestellt. Einige Eddalieder sind allerdings vermutlich auf den britischen Inseln entstanden und daher irisch oder christlich beeinflußt, und bedeutende irische Einschläge finden sich in den isländischen Märchensagas (Fornaldarsögur); diese aber stammen in der vorliegenden Form erst aus ganz christlicher Zeit. Die Göttergeschichten der Eddalieder und der Skalden können nicht auf diese Weise abgeleitet werden. Bugges für manchen verführerisches Hauptbeispiel war Balders Tod. Um diesen Gott als ein bloßes Erzeugnis wikingischer, büchergelehrter Fabulistik hinstellen zu können, mußte Bugge den Zeugnissen für Balderglauben und Balderkult Gewalt antun, so dem Merseburger Zauberspruch, der unter einer Schar germanischer Gottheiten auch Balder nennt. Der Gedanke, daß der hier in so charakteristischer Umgebung auftretende Gott ein Trugbild sei, konnte nur demjenigen aufsteigen, den ein anderswo geschöpfter Irrtum sozusagen dazu nötigte. Inzwischen hat die skandinavische Ortsnamenforschung nicht nur Balder, sondern auch andere eddische Gottheiten einwandfrei als Heiligtumsbesitzer und somit als Kult-

götter nachgewiesen. Die skandinavische Halbinsel und Dänemark sind nach Ausweis der Ortsnamen in heidnischer Zeit reich an Kultstätten gewesen; es tauchen dabei auch Götternamen auf, von denen die geschriebenen Berichte schweigen, z. B. Ullinn und Fillinn. Auch England und Deutschland besitzen theophore Ortsnamen. Man denke z. B. an den Donnersberg (Donarsberg) in der Pfalz. Auch mit „Balder" zusammengesetzte Namen scheint es in Deutschland zu geben. Daß die Ausbeute für die germanische Religion im Süden geringer ist als im Norden, entspricht nur den bekannten, leicht erklärbaren Grundverhältnissen und fällt also ebenfalls unter den Gesichtspunkt, daß der Norden den Süden beleuchten muß.

Auch in der Sprache gilt dieser Gesichtspunkt. Die sogenannten westgermanischen Sprachen (Deutsch mit Niederländisch, Englisch) stehen vom Anfang der Überlieferung an im allgemeinen auf jüngerer Entwicklungsstufe als das Gotische und Nordische und haben besonders im Wortschatz und in der Syntax viele Neuerungen. Oft aber ist in den ältesten westgermanischen Quellen, manchmal auch noch in jüngeren und jüngsten restweise die ältere Ausdrucksweise erhalten, die im Nordischen (und Gotischen) die herrschende geblieben ist. Solche Fälle sind immer in Gefahr, von Erklärern (Herausgebern, Lexikographen), die sich mit dem Nordischen nicht vertraut gemacht haben, nicht verstanden oder mißdeutet zu werden. Wer versteht z. B. richtig den Sinn von Brinkmanns „Kaspar Ohm" und von Spangenbergs „Gans König"? „Ohm" ist kein Familienname, und Gans König ist kein Gänsekönig, sondern es handelt sich um Onkel Kaspar und König Gans. Die Isländer sagen heute noch Kristján konungur, „König Christian".

Nicht aus dem Osten, sondern aus dem Norden kommt dem germanischen Altertumsfreund das Licht. „Ex septentrione lux" ist das Motto jedes der folgenden Kapitel. Ein lateinischer Wahlspruch geziemt sich, denn wir gehen fast überall von Tacitus aus. Die „Germania" selbst ist, nach Jakob Grimms Wort, ein „Morgenrot, in unsere Geschichte gestellt". Aber Morgenrot ist erst Dämmerung. Helldunkel gehört zum Wesen der kunstreichen taciteischen Stilistik. Halbdunkel war auch manches, was die Romantiker lehrten, und vollends in den Apokalypsen ihrer Nachtreter überwiegt das Dunkel. Uns verlangt es nach Tageslicht.

II. Das alte Germanien

1. Natur und Grenzen

Die einzige umfassende Landeskunde von Germanien, die wir besitzen, ist das klassische Büchlein des Tacitus. Im übrigen kennen wir die Teile, in die das Ganze sich aufgelöst hat. Keiner dieser Teile, auch der größte nicht, kann uns das Ganze vertreten. Wenn es seit der Humanistenzeit[1] üblich geworden ist, „Germanien", „Germania" im Sinne von Deutschland zu gebrauchen, so kann dies leicht irreführen und hat irregeführt. Das alte Germanien war einerseits kleiner, andererseits größer als die Einheit „Deutschland", die seit der Karolingerzeit auf germanischem Boden besteht. Die deutschen Alpenländer gehörten noch nicht dazu, weil sie erst später germanische Besiedelung erfahren haben — Tacitus nennt als Südgrenze die Donau —, dagegen waren Dänemark und die skandinavische Halbinsel eingeschlossen. Das sind die „ungeheuren Inselräume", die das erste Kapitel besonders hervorhebt, als es den „Ozean" erwähnt, der im Norden Germanien „umschlingt". Die alten Schriftsteller alle hielten Schonen und das Land nördlich davon für die größte der im nördlichen Ozean liegenden vielen Inseln, also der Ostseeinseln von Alsen und Fünen bis Gotland und Aaland, ganz natürlich, denn die Landfestigkeit Skandinaviens lag außerhalb des Gesichtskreises, und es ist fraglich, ob sie den Germanen selber damals bekannt war, die Schonen und Halland ganz ebenso nur zu Schiffe aufsuchten wie Rügen und Bornholm. Auch das Nordende von Jütland, jenseits des Limfjords, galt als Insel. Skandinavien aber, die riesige Hauptinsel, war, wie Plinius berichtet, den Germanen „eine zweite Welt". Sie machten also einen Unterschied zwischen ihren flachen Ländern im Süden und Westen der Ostsee und ihren felsigen Gebieten im Norden, und jedenfalls empfand man auch einen leichten Unterschied der Volksart, denn schon damals müssen Nord- und Südgermanen sich in der Sprache ein wenig unterschieden haben („den Treuen", fidelem, klang im Süden triuwana, im Norden triggwana). Von den Nordgermanen sind die Schweden, am Nordufer des Mälar, dem Tacitus gut bekannt; er führt sie in seiner germanischen Völkertafel (Kapitel 43) auf,

[1] Vor kommt es schon im Mittelalter, sogar bei isländischen Schriftstellern. Vgl. des Verfassers Studie „Germanen und Kelten, historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen ...", Carl Winter, Heidelberg 1929.

allerdings als letzten, nördlichsten Stamm, ehe er zu Litauern, Slawen und Finnen kommt. Von Norwegen sagt er nichts. Die Nordgrenze verschwimmt im mitternächtigen Dunkel.

Tacitus ist Künstler, auf Exaktheit kommt es ihm nicht an. So begnügt er sich auch in bezug auf die Ostgrenze, über die er Genaueres sagen könnte, mit einem unbestimmten Hinweis. Da er weiterhin die Goten an der unteren Weichsel und die Lugier in Schlesien nennt, so wird die Aussicht nach dieser Seite klarer. Aber auch die festen Stromlinien von Donau und Rhein, die er im Süden und Westen zieht, sind nicht buchstäblich, sondern nur als ungefähre Fixierung gemeint. Was die Rheingrenze betrifft, so modifiziert der Schriftsteller sie später selbst, indem er die gallische Bevölkerung der Dekumatenäcker (in Baden und Württemberg) hervorhebt und andererseits linksrheinische Germanen nennt, über deren Bedeutung wir auch schon 150 Jahre früher durch Cäsar unterrichtet werden.

Die Natur des germanischen Landes kennzeichnet Tacitus im allgemeinen als rauh und abschreckend — in solchem Lichte erscheint der Norden dem Südländer immer —, des Genaueren spricht er, seinem Gewährsmann, dem älteren Plinius folgend, von Wäldern und Sümpfen, die nur wenig Raum für Ackerbau und Viehzucht lassen. Daß es im alten Germanien mehr Ödland als Kulturland gegeben hat, unterliegt keinem Zweifel. Dieses „mehr als" ist allerdings nicht dahin mißzuverstehen, als wäre das Kulturland verschwindend selten und die Hauptmasse der Bevölkerung in Wäldern und Wüsten zu Hause gewesen. Vielmehr war so viel Kulturland vorhanden, daß es einer Bevölkerung Heimat und Lebensunterhalt bieten konnte, die so zahlreich war, daß sie durch die auswandernden Scharen ihres Menschenüberschusses jahrhundertelang Rom in Atem halten und schließlich das römische Reich überschwemmen und stürzen konnte. Mögen auch die Zahlen übertrieben sein, welche die antiken Historiker z. B. dem Kimbernheer beilegen, mag die germanische Besiedlung römischer Provinzen dünn gewesen sein, das Geschehen der Völkerwanderung und noch der Wikingzeit wird nur verständlich, wenn wir mit zahlreichen und weiträumigen Bauernsiedlungen in der Heimat rechnen. Dies steht gegenüber gewissen törichten Begriffen von germanischem Waldleben und Nomadentum heute hinlänglich fest.[1]

Andererseits ist aber auch vor dem entgegengesetzten Irrtum zu

[1] Vgl. die einschlägigen Artikel im Reallexikon der germanischen Altertumskunde, hgb. von Hoops, Straßburg 1911 ff.

warnen, der Unterschätzung der Wälder und Moore. Plinius übertreibt zwar und sieht die germanischen Dinge zu einseitig unter dem Gesichtspunkt des Naturwunders, des Sensationellen, aber er stellt die Verhältnisse nicht auf den Kopf, wenn er nur von Ödland spricht; noch weniger Tacitus, wenn er Germanien im großen ganzen aus Urwäldern und Morästen bestehen läßt. Man schätzt neuerdings die bewohnbare Fläche des taciteischen Deutschland auf ein Fünftel des Ganzen.[1] Für Skandinavien zum mindesten müßte die Schätzung noch bedeutend niedriger greifen. Dort haben wir aus dem Anfang der eigentlich geschichtlichen Zeit Reiseberichte, die anschaulich zeigen, wie auch damals noch (ums Jahr 1000) die Siedlungen als viele kleine und einige große Inseln im Meer der Urwälder und Steinwüsten lagen. In Deutschland war es ähnlich. Erst im späteren Mittelalter hat man hier bedeutende Rodungen begonnen, von denen Ortsnamen (auf -reut, -roda; dän. -röd) zeugen. Auch vorher schon ist der wilden Natur gelegentlich Boden abgerungen worden. Um 900 haben norwegische Auswanderer Jämtland und Härjedalen urbar gemacht, und schon vor der Wikingzeit hören wir von einem Schwedenprinzen Olaf, mit dem Beinamen Holzaxt, der landflüchtig in die westlichen Marken ging und dort, in Wärmland, breite Lichtungen brach für sich und die Seinen. Aber das Bezeichnende für die alte Zeit ist dies, daß das Bedürfnis nach Land sich lieber wandernd und, wenn nötig, kämpfend betätigte als arbeitend. Tacitus sagt treffend vom vornehmen Germanen, er sehe schmähliche Trägheit darin, wenn man etwas durch Schweiß erwerbe, was auch durch Blut erworben werden könne, und gehe daher lieber in den Krieg als auf den Acker. Aber auch der Bauer empfand ähnlich. Seine Wirtschaft war nichts weniger als intensiv, Jagd und Fehde sagten auch ihm meist mehr zu, und wenn er auswandern mußte, so zog er lieber mit anderen zusammen dorthin, wo es guten Boden zu erobern gab, als mit der Axt in den Wald. Diese Wahl läßt sich nicht daraus erklären, daß jeder den Punkt des geringsten Widerstandes sucht. Wir haben nicht nur die Gefahr und die ungewisse Aussicht des Kämpfens in Rechnung zu stellen, sondern auch die in jener weglosen Zeit schier unendliche Mühe und wiederum Gefahr des weiten Wanderns mit Hab und Gut. Es ist einfach die seelische Einstellung, die Volkspsychologie, die den Ausschlag gibt. Die Kim-

[1] Schlüter bei Hoops, Reallexikon 1, 413. Vgl. die Karte daselbst hinter S. 424 (für die Zeit um 500).

bern, denen infolge von Sturmfluten ihre Wiesen und Äcker in Himmerland zu eng geworden waren, hätten sich ja im Urwald der Lüneburger Heide oder anderswo mehr in der Nähe in aller Ruhe neue Sitze anlegen können. Sie zogen es vor, sich kämpfend den Weg bis über die Alpen zu bahnen. Auch die Kunde vom Goldreichtum des Südens, Ruhmbegier, Abenteuerlust sind dabei im Spiel gewesen.

Der eben entwickelte Gesichtspunkt läßt uns die gewaltige Größe Germaniens verstehen. Sie ist allmählich entstanden durch fortgesetzte Landnahme, indem die überschüssige Bevölkerung über die Grenze ging in neue, bewohnbare und oft bereits von andern bewohnte Bezirke. Diese Ausdehnung hat sich nordwärts bewegt auf Kosten der Finnen, besonders aber südwärts und westwärts auf Kosten der Kelten. Noch heute erinnern viele geographische Namen — z. B. der Ländername Böhmen — daran, daß ganz Süd- und Westdeutschland einst keltisch waren. Die alte keltische Nordgrenze in Mitteldeutschland zeichnet sich ziemlich deutlich ab. Die vordringenden Germanen haben die Kelten verjagt und unterjocht. Als Cäsar nach Gallien kam, stand der germanische Heerkönig Ariovist mit Sweben, Haruden und anderen Scharen aus der Eidergegend westlich vom Schweizer Jura, nahm den dort sitzenden keltischen Sequanern ein Drittel ihres Ackerlandes ab und forderte ein zweites Drittel für neu über den Rhein gekommene Siedler; auch auf den weiter westlich wohnenden Aeduern lastete seine Hand schwer. Dem römischen Feldherrn mit seinen besser bewaffneten Legionen gelang es, den gefährlichen Nebenbuhler um die Herrschaft über Gallien zurückzutreiben. Aber auch wenn Ariovist sich durchgesetzt hätte, wäre das Germanentum im mittleren Gallien ebensowenig durchgedrungen wie im nördlichen, in Belgien, wo es auch erobernd aufgetreten, aber bald keltisiert worden war. Wenn dagegen Süddeutschland germanisch geworden ist, so muß dies auf einem anderen Kräfteverhältnis der Nationen beruhen. Wahrscheinlich war die keltische Bevölkerung dort dünner als in Gallien, und sicher war der germanische Druck dort stärker und nachhaltiger wegen der Nähe der rein germanischen Gegenden nördlich des Mittelgebirges (herzynischen Waldes) und an der Ostsee, von wo neue Siedlerscharen auch dann noch ausgegangen sind, als Süddeutschland bereits germanisiert war.[1]

---

[1] Über die Eroberung Süddeutschlands handelt neuerdings unter archäologischem Gesichtspunkt in höchst fesselnder Weise A. Kiekebusch in seiner

Diese Lande, einschließlich der „Inseln des Ozeans", haben Anspruch darauf, die germanische Urheimat zu heißen. Hier, rings an den Küsten der schiffbaren Ostsee, scheint sich in jahrhundertelanger, ungestörter Entwicklung, unter dem Einfluß von Klima, Boden und Lebensweise, die germanische, daher und neuerdings meistens die „nordische" genannte Rasse entwickelt zu haben, die den antiken Beobachtern als etwas so Ausgeprägtes und Einheitliches entgegentrat; und ebenso die älteste germanische Sprache und Kultur. Dies ist die Völkerwiege, die vagina gentium, aus der Goten, Kimbern und Teutonen, Sueben, Langobarden, Angeln und Sachsen, Haruden und Rugier (norwegische Hördhar und Rygir) hervorgegangen sind. Auch die Friesen und die Franken, die als Nachfolger der Nervier und Eburonen Holland und Nordbelgien germanisiert haben, gehören zu diesem Kreise.

Um dieses innere, uralte Germanien[1] legt sich das äußere, jüngere Altgermanien im nördlichen Skandinavien, südlich des herzynischen Waldes, linksrheinisch, später auch in Britannien und vorübergehend auf den Halbinseln und an der afrikanischen Küste des Mittelmeeres, endlich auf Island und den atlantischen Inselgruppen südlich davon, vorübergehend in der Normandie, in Irland, Grönland und Kanada (Winland).

Die historisch-geographische Überschau ergibt also ein Bild fortwährender Erweiterung des germanischen Landes, sozusagen dauernder Auswanderung. Es ist schließlich begreiflich, daß man die alten Germanen für Nomaden gehalten hat! In der Tat steckte, wenn man will, etwas Nomadisches, ein Wanderfaktor in ihnen. Der Germane war immer aufbruchbereit. Nichtsdestoweniger war er ein Bauer, und die seßhaften Instinkte waren manchmal sehr stark entwickelt. Schon die antiken Quellen arbeiten diese keineswegs wunderbare Doppelseitigkeit des germanischen Wesens deutlich genug heraus. Völlig klar und überzeugend aber wird sie vielleicht erst, wenn man die einheimischen, die nordischen Auswanderungsberichte zu Hilfe nimmt. Dort erleben wir das Wandererertum, zumal das Seewanderer-, das Wikingtum der alten Norweger ebenso wie ihr grundfestes, stolzes Bauerntum und den

---

„Deutschen Vor- und Frühgeschichte", Leipzig, Philipp Reclam jun. 1934, S. 99 ff.

[1] Siehe über dieses, insbesondere über die Kultur der Bronze- und Eisenzeit das reich bebilderte Buch von Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. J. F. Lehmanns Verlag, München 1934.

unlöslichen Zusammenhang beider im Volkscharakter. Seewanderer, Wikinge, waren auch die Ostseestämme im heutigen Deutschland, die Franken, Hadubarden (wohl identisch mit den Langobarden), die Angelsachsen. Ob man zu Lande oder zu Wasser neue Wohnsitze suchte, das hing lediglich von der Geographie der Gegend ab.

Die populäre Geschichtsdarstellung läßt die „Völkerwanderung“ mit dem Hunneneinbruch von 375 beginnen und mit der Eroberung Italiens durch die Langobarden etwa 200 Jahre später ihr Ende finden. Das ist die Zusammenfassung einiger großer germanischer Wanderzüge, die auf dem südlichen Kulturschauplatz, wo man Geschichte schrieb, Aufsehen erregten. Der Name „Völkerwanderung“ für diese Ereignisse ist irreführend. In ähnlichem Sinne irreführend sind die Begriffe „Wikingzeit“ und „Normannenzüge“. Man kann sie gebrauchen, um die bekannten großen Landgewinne der Nordgermanen im 9. und 10. Jahrhundert und die damit eng verbundenen geschichtlichen Vorgänge zusammenzufassen. Aber man darf sich nicht vorstellen, die Dänen, Schweden und Norweger hätten um 800 ein ganz neues Leben angefangen. Ihre überseeischen Eroberungen und Fahrten um ganz Europa herum, die damals einsetzten, bedeuteten nur einen gewaltigen Aufschwung von etwas Althergebrachtem. Die Quellen für das nordische Leben vor 800 fließen zwar spärlich, aber doch reichlich genug, um im Verein mit dem, was wir über die anderen Germanen und sonst wissen, diese Tatsache sicherzustellen. Die Bewegungen vollzogen sich auf engerem Raum und fern von historischer Aufmerksamkeit, aber sie waren da. Wir erkennen z. B., wie die Schweden von Upland nach allen Seiten um sich greifen und dabei die Gautenherrschaft (in Götaland) stürzen. Wir sehen im 6. Jahrhundert einen Gautenfürsten als „Seekönig“ an der Rheinmündung erscheinen. Man hat die Normannenzüge als die nordgermanische Völkerwanderung bezeichnet. Das ist nicht bloß insofern richtig, als die Erscheinungen auf beiden Seiten wesentlich die gleichen sind (germanische Heerführer verlangen und erobern Land zum Siedeln und verteilen es unter ihre Leute); es empfängt einen guten Sinn auch dadurch, daß die großen Wikingzüge die Fortsetzung der sogenannten Völkerwanderung sind. Es handelt sich um die beiden letzten großen Kulminationen der andauernden germanischen Expansion. Frühere, meist kürzere Kulminationen stellen dar der Markomannenkrieg, der Zug des Ariovist, die Auswanderung der Kimbern und Teutonen, die Besiedelung Süddeutschlands u. a.

Die dauernde Bewegung der Germanen ist nichts für sie allein Bezeichnendes. Die Frühzeit ihrer geschichtlichen Nachbarnationen, der Kelten und der Slawen, weist das gleiche Phänomen auf. Auch diese sind über die Gebirge bis auf die Halbinseln des Mittelmeers vorgestoßen, wo Slawen noch heute sitzen, Kelten im Lichte der Historie sich romanisieren; Brennus, der das Kapitol belagert, gleicht Alarich und Geiserich. Daß diese später erscheinen als der Gallier, hängt damit zusammen, daß die Germanen nördlicher saßen als die Kelten. Sie saßen hinter ihnen und rückten ihnen nach,[1] so wie in Ostdeutschland die Slawen den Germanen nachgerückt sind — und wie auch innerhalb Germaniens gelegentlich ein Stamm den anderen verdrängt hat.

In diesem Zusammenhang meldet sich die Frage: Woher die Dreizahl der nordeuropäischen indogermanischen Nationen? Sie scheinen sich doch historisch kaum anders zueinander zu verhalten als ein germanischer Stamm zum andern, ihm benachbarten?

Die Antwort muß lauten: in vorhistorischer Zeit waren die Germanen lange von den Kelten einerseits, den Slawen andererseits weit schärfer geschieden als ihre sämtlichen Stämme voneinander, so daß germanische Sprache und Volksart sich einheitlich von den Vettern wegentwickelten. Dies ist möglich, wenn zwischen den Nationen breite, schwer durchschreitbare Ödmarken lagen, zwischen den germanischen Stämmen dagegen nicht, eine Vorstellung, die leicht vollziehbar ist, man denke an den mitteldeutschen Waldgebirgsgürtel und an die weiten Sumpfgebiete des slawischen Ostens. Ganz undurchschreitbar waren diese Marken nicht; einst müssen durch sie jene Auswanderungen stattgefunden haben, welche die sprachliche Einheit der Nordindogermanen zerstörten. Die Unwegsamkeit aber hat dafür gesorgt, daß der Fall sich lange genug nicht wiederholt hat, um die Nationen sich entwickeln zu lassen. Als schließlich die Germanen über das Waldgebirge südwärts drangen, war vielleicht ein Jahrtausend verstrichen seit der Abtrennung der Vorfahren der Kelten, ein Jahrtausend voll Leben und Geschehen, währenddessen sich auch die Landesnatur mit oder ohne Zutun der Menschen hatte verändern können, und vor allen Dingen die Ausgewanderten sich mit den älteren Bewohnern der von ihnen in Besitz genommenen Länder mannigfach vermischt hatten: die Germanen sind der rassenmäßig nahezu reinblütig verbliebene Rest der ausströmenden Indogermanen.

[1] Vgl. „Germanen und Kelten" (s. o.) S. 40.

Die Sprachverwandtschaft auch der Griechen und die engere der Italiker mit Kelten und Germanen weist im Verein mit historischen und ethnographischen Tatsachen sehr bestimmt darauf hin, daß diese europäischen Südindogermanen nichts anderes sind als die mit der Urbevölkerung vermischten Nachkommen von Vorläufern der Brennusscharen, der Insubrer, Kimbern, Goten, Langobarden. Die Ur-Griechen und Ur-Italiker saßen nördlich der Alpen, in der Nachbarschaft der in der Hauptmasse dort verbliebenen Indogermanen, und die Ur-Italiker müssen geraume Zeit den Kelten und Germanen sehr nahe gestanden haben.[1]

Auch die asiatischen Indogermanen, die Eranier und Inder und andererseits die Tocharer, können von dem gleichen Ursprungsherd ausgegangen sein, dessen Fruchtbarkeit und Expansionskraft die Geschichte klar zeigt, dessen Anziehungskraft für etwaige Einwanderer aber schon Tacitus einleuchtend negativ beurteilt hat.[2]

Die äußeren und inneren Verhältnisse, unter denen alte indogermanische Völker in Nordeuropa und anfangs auch noch am Mittelmeer gelebt haben, werden uns nirgends auch nur annähernd so greifbar wie bei den Germanen. Was z. B. über die ältesten Zustände der Griechen bekannt ist — unter anderem durch des Thukydides Mitteilungen im Eingang seines Geschichtswerkes —, das wirkt, gegen die germanischen Quellen gehalten, wie die Skizze neben dem reich ausgeführten, packend gestalteten Bilde desselben Gegenstandes.[3] Daher spendet die germanische Altertumskunde Licht weit über ihr eigenes Gebiet hinaus. Sie spendet Licht im Tatsächlichen, aber auch im Methodischen, letzteres indem sie eindringlich lehrt, daß die Dinge sich nicht mit Schlagworten bewältigen lassen, sondern jeweils mehrere oder viele Seiten haben. Das Wandern der Germanen ist eine stark zusammengesetzte Erscheinung; Anlässe und Formen wechseln dabei. Und es ist nur die eine Seite der altgermanischen Lebensform, diejenige, die aus

---

[1] S. Hans F. K. Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, mit Abbildungen und Karten. J. F. Lehmann, München 1929.

[2] Hans F. K. Günther hat in seinem Buche „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens — zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen" (mit 96 Abbildungen und 3 Karten, J. F. Lehmanns Verlag, München 1934) beachtenswerte Gründe für diese Auffassung zusammengestellt.

[3] Vgl. Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf, „Griechen und Germanen", Reden und Vorträge, Band II (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1926), S. 95ff.

der Ferne als die wichtigste erscheinen kann, die aber für die Menschen selbst nicht mehr bedeutete als eine geläufige Ausnahme vom Gewöhnlichen. Wer einen Aufbruch des Volkes erlebte, der wußte von Ähnlichem aus Großvaters oder Urahns Tagen, und diese Erinnerung hatte bei dem Entschluß mitgewirkt. Das Gewöhnliche war das seßhafte, wenn auch oft mit kriegerischen Spannungen und Unternehmungen einhergehende Bauerndasein.

Dem Kriege ähnlich, weil auch bei ihr das Leben aufs Spiel gesetzt wurde, war die Jagd. Sie wurde nach des Tacitus glaubhaftem Zeugnis nicht gerade leidenschaftlich betrieben. Die altnordischen Quellen hinterlassen den Eindruck, daß die Jagd zwar ein viel benutzter Nahrungszweig war, doch nur ausnahmsweise ein Vergnügen, dem man um seiner selbst willen nachging. Letzteres darf angenommen werden von einem der älteren norwegischen Ynglingerkönige, Gudröd (Gottfried) dem Prachtliebenden, der im 9. Jahrhundert lebte und von manchen Leuten der Jagdkönig (veiđikonungr) genannt wurde. Daß die Jagd als fürstliche Liebhaberei auch früher schon vorkam, ist glaubhaft. Dafür spricht auch das frühe Auftreten von Jagdfalken als fürstlichen Attributen. Die großen Hofjagden aber, die die Blüte des neuzeitlichen Fürstentums als Sitte charakterisieren, und das planmäßige Jagen überhaupt scheinen erst aus dem Hochmittelalter zu stammen, wo auch die erzählende Literatur Jagdmotive aufzuweisen anfängt (so die burgundische Odenwaldjagd, die Jägerrivalität in der Irongeschichte der Thidreksaga). Jedenfalls war schon in altgermanischer Zeit der üppige Reichtum des waldreichen Landes an jagdbarem Wild und Raubzeug verschiedenster Art ein wichtiger Lebensfaktor.

Cäsar[1] hat sich allerlei Merkwürdiges erzählen lassen von der Tierwelt des herzynischen Waldes, und obgleich der sonst so kluge Römer dabei sichtlich das Opfer germanischen oder eher gallischen Jägerlateins geworden ist, kann kein Zweifel herrschen, daß er von zweien der größten Jagdtiere Altgermaniens gehört hat, dem Auerochsen und dem Elch. Die beiden werden noch in deutschen Gedichten des 13. Jahrhunderts zusammen genannt,[2] was wahr-

---

[1] De bello Gallico VI, Kapitel 26; im Altnordischen gibt es den Begriff elgjagrof, man fing also die Elche in Gruben wie in neuerer Zeit das Wildschwein.

[2] Nibelungen hgl. von K. Bartsch, Strophe 937. In dem Gedichte vom Weinschwelg wird der trinkgewaltige Held gekennzeichnet durch die Verse

scheinlich aus stabreimender Gewohnheit stammt; die altnordische Poesie benutzt ihre Namen zu Gleichnissen („Elch der Föhrde" ist so viel wie „Schiff", weil das segelnde Wikingboot durch Schnelligkeit, Tierkopf und Mast mit Rahe an den flinken Elch und sein Geweih erinnert), und zwei der alten Runen heißen nach ihnen, die eine, weil sie „u" bedeutet (germanisch ūras „Auerochs"), die andere, weil sie ein Geweih zu tragen scheint. Man sieht, wie die altgermanische Poesie sich an diesen Tieren bewundernd erfreut hat. Noch anziehender aber waren für sie die Krallenträger Bär und Wolf. Letzterer, das häufigste und populärste Raubtier Alt-Europas, war dem Kriegsgott Wodan heilig, weil er wie dieser über die kriegerbedeckte Walstatt frohlockt, und seine Begegnung verhieß dem Ausziehenden Glück im Kampfe. Beides hatte der „Graurock" gemein mit dem Raben. „Wölfe" oder „Raben" oder „Adler füttern" war eine beliebte dichterische Umschreibung für „Feinde erschlagen". Gern gab man Knaben die Namen „Wolf" und „Bär", damit ihnen Kraft und Mut dieser vierfüßigen Kameraden beschieden wären.

„Der Wolf im Walde," das war auch eine stabende Formel; Wald- oder Heidegänger hieß er bei Dichtern.[1] Und als Wolf (Warg) bezeichnete man den der strengen Acht Verfallenen, weil auch dieser im Walde hauste, vor Hunger in die Herde einfiel und ohne Anspruch auf Buße erschlagbar war („unheilig" war der Rechtsausdruck hierfür).[2]

Der Wald war den Siedlungen immer nahe. Er lieferte Brenn- und Bauholz und Fleisch; „zu Holz zu fahren" (d. h. gehen oder reiten) war dem Bauer geläufig, und auch die Götter des Zauberspruchs oder der mythischen Anekdote dachte man sich gern auf diesem Wege. Vom Walde drohte aber auch Gefahr, denn er barg Räuber in Tier- und in Menschengestalt, und wenn der Feind ins Land kam, so kam er durch den Wald. Daher bevölkerte der Glaube

---

von ûren und von elchen / wart solcher slünde nie niht getân. (Zwei altdeutsche Schwänke, neu herausgegeben von Edward Schröder, Leipzig, Hirzel 1913, S. 45.)

[1] Vgl. Germanisch-romanische Monatsschrift, VII. Jahrgang (Carl Winter, Heidelberg 1915), S. 17ff., besonders 26ff.

[2] Vgl. die klassische Schilderung des altisländischen Ächterlebens in Andreas Heuslers Schrift „Das Strafrecht der Isländersagas", Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig 1911, und meine Darstellung der Kultur der alten Germanen im Handbuch der Kulturgeschichte der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. in Potsdam, Heft 2, S. 52 (1934).

manchen finsteren Tann, wie auch manche Felsgegend, mit Drachen, Riesen und Zwergen, und wenn beim Weltende die Ungeheuer gegen die Götter anrücken, so kommen sie nach einer der altnordischen Vorstellungen von dieser Katastrophe als feurige Reiter durch den „Dunkelwald", den Myrkwid, ein Name, der ursprünglich dem herzynischen Wald oder einem Teil davon gegolten hat; der Jarnwid, „Eisenwald", in dem nach der Wöluspa (Strophe 40) die Riesin die Wölfe gebiert, welche die Sonne verfolgen und verschlingen werden, ist das Walddickicht, das einst das östliche Holstein bedeckte, zwischen Schlei und Trave.

2. Die germanische Ursprungssage

Eine der merkwürdigsten Stellen bei Tacitus, viel berufen und noch neuerdings von klassisch-philologischer Seite aufs gründlichste behandelt, ist die über die Tradition der Germanen betreffs ihrer eigenen Herkunft. Der Schriftsteller führt diese Tradition als den Inhalt alter Gedichte ein, und er gibt sie als selbständiges, abgerundetes Ganzes. Schon Plinius hat sie gekannt, aber dieser, auf Einzelheiten und Namen erpicht und ohne Sinn für Komposition, teilt nur Bruchstücke daraus mit und verquickt sie mit anderer Kunde zu einem künstlichen und unklaren Zusammenhang. Tacitus schöpft also hier gewiß nicht aus Plinius. Nach E. Norden ist seine Quelle der Grieche Timagenes, der im letzten Jahrhundert vor Christus geschrieben hat. Diesem hätten wir also in erster Linie zu danken für die offenbar treue Wiedergabe des germanischen Überlieferungsstückes.

Die Echtheit erhellt schon aus den Namen: der im Anfang der Zeiten aus der Erde hervorgegangene Gott „Twisto" (oder „Twisko") hatte den Sohn „Mannus" und dieser wieder drei Söhne, von denen abstammen und nach denen benannt sind die „Ingvaeonen" am Ozean, die „Herminonen" im Binnenlande und die „Istvaeonen" (die nach Plinius dem Rhein zunächst saßen). Der Name des göttlichen Stammvaters gehört zu „Zwist" oder zu „zwischen" und bezeichnet ihn in jedem Falle als den „Doppelten" oder „Zwiegeschlechtigen", der imstande ist, ohne Frau einen Sohn zu zeugen. Dieser heißt „Mannus", d. i. „Mann" oder „Mensch". Seine Söhne werden uns nicht benannt, aber die als Ableitungen auftretenden Völkernamen sind deutlich germanische Patronymica; sie bedeuten „die Nachkommen des Ingwjo" usw.

Die Echtheit der Überlieferung geht ferner hervor aus ihrer Übereinstimmung mit germanischen Quellen. Diese liefern uns einerseits zwei Gegenstücke zu dem Ganzen mit anderen Personen,[1] andererseits zwei von den drei Mannussöhnen mit identischen Namen und in den zu erwartenden Gegenden, den einen davon sehr deutlich als Völkerstammvater. Es ist dies der in angelsächsischen Quellen erwähnte Ing, der Yngvi der altnordischen Quellen, ein Gott, der laut angelsächsischem Zeugnis zuerst bei den „Ostdänen" gesehen ward und von da, sein Wagen hinter ihm, ostwärts über die See davonzog — also wohl nach Schweden, und hier, in Upsala, kennt ihn die nordische Überlieferung als göttlichen Urahn (von dessen Göttlichkeit auch die Gleichsetzung mit Frey zeugt) des nach ihm benannten uralten Königsgeschlechts der Ynglinge, von dem ein Zweig früh nach Norwegen übersiedelte und die Einheitsdynastie des Harald Schönhaar begründete; aus dem Sprachgebrauch alter Skalden geht aber hervor, daß Yngvi auch als Stammvater der Völker galt, der Schweden sowohl als der Norweger, welche beide als Volk oder Nachkommenschaft Yngvis auftreten, mithin als „Ingvaeonen", wozu ihre geographische Stellung, „zunächst dem Ozean", aufs beste paßt.

Der Stammvater der „Herminonen" überliefert uns der Geschichtschreiber Widukind von Corvei, indem er das Siegesfest seiner Landsleute, der Sachsen, nach dem Siege über die Thüringer am 1. Oktober 530 bei Scheidungen an der Unstrut beschreibt: die Sachsen opferten ihrem Gotte „Hirmin" und errichteten ihm eine Säule, eine sogenannte Irminsul, „Irmins Säule". Ein anderer Mönch, Rudolf von Fulda, der auch von einer Irminsul berichtet, erklärt dieses Heiligtum als „Weltsäule, die das All trägt".[2] Einen solchen Glauben hatten auch die Lappen, die ihren vorchristlichen Götterdienst von den Nordgermanen entlehnt haben. Sie opferten im Herbst ihrem Himmelsgott (dem entlehnten nordischen Frey) einen Ochsen und errichteten ihm eine nach ihm (Maylmen) benannte Säule (Maylmen-Säule), mit der er die Welt stützen sollte, damit sie nicht einstürzte. Dem lappischen

[1] Nämlich die Göttergenealogie von Búri, Borr, Bestla, Odin, Vili und Vé in der Snorra Edda (herausgegeben von Finnur Jónsson: Edda Snorra Sturlusonar, København 1931, S. 13f.) und die sagenhafte Urgeschichte der Insel Gotland von den drei Söhnen des Hafþi und der Huitastierna in der Gutasaga (Hugo Pipping, Gutalag och Gutasaga, København 1905 bis 1907, S. 62).

[2] *universalis columna quasi sustinens omnia.*

Maylmen gleicht der sächsisch-thüringische Irmin, dem ebenfalls im Herbst geopfert und eine nach ihm benannte Säule errichtet wird, die die Welt tragen soll. Dem Irmin und der Irminsäule in Mitteldeutschland entsprachen „am Ozean", bei den Nordgermanen, Yngvi und seine Yngvi-säule, und Yngvi oder Frey mit seiner Säule ist zu den Lappen gewandert.[1]

Auch für Irmins Stammvaterschaft haben wir Zeugnisse, wenn auch nur mittelbare, nämlich eine kleine Anzahl altgermanischer Wörter, die mit irmin- zusammengesetzt sind, und in denen dieses Element etwa so viel wie „allgemein" oder „groß" bedeutet, z. B. althochdeutsch irmindeot (von deot „Volk") „das ganze, große Volk", altnordisch jörmungrund „das ganze, weite Land da unten". Diese Bildungen sind schwerlich anders zu erklären als so, daß sie den Namen des Gottes enthalten und ursprünglich bedeutet haben „Irmins Volk", „Irmins Land". Da die Herminonen kein Volk, sondern eine Völkergruppe waren, so war der Nebensinn „allgemein, weit" von selbst gegeben. Er mußte zum alleinigen Sinn werden, als Irmin in Vergessenheit geriet, und da, wohin das Wort kam ohne den Gott (im Norden).

Die Göttlichkeit der Stammväter stimmt zu der Göttlichkeit des Urahns, und der Name „Mannus" widerspricht nicht, er kann den Gott bezeichnen, der als erster des Geschlechtes volle Menschlichkeit — Menschengestalt, normale Zeugungskraft — besaß, im Gegensatz zu dem wundersam unmenschlichen Vater, der aus der Erde, also aus Erde oder Stein ist und seinen Sohn hervorbringt so wie die Erde ihn, nämlich allein. Dieses erdentstammte Geschlecht ist als ein aufsteigendes gedacht. Die dritte Generation besteht aus göttlichen Herrschern, die die Welt stützen und von Tausenden als Lebensquell verehrt werden.

Auch diese aufsteigende Linie kehrt deutlich wieder in der wichtigeren der beiden germanischen Gesamtparallelen, der altnordischen Theogonie: aus dem Gestein am Abhang der urzeitlichen Schlucht Ginnungagap leckte die Kuh Audhumla den Buri (d. i.

[1] Über weitere Irminsäulen vergleiche man meine kleine Schrift „Kriegskunst und Feldherrntum bei den Germanen" (Brehm-Verlag, Charlottenburg 1934, Heft 8 der Reihe „Volk und Wissen"), sowie Dr. Wilhelm Müller, „Die Irminsäulen bei Altenbeken und Dorf Irmensäul bei Hildesheim, Richtweiser der Römerkämpfe", in: Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Verlag von F. K. Koehler, Leipzig 1934, Heft 5 (Mai), S. 131—135. Siehe auch Gustav Neckel, Irmin, in der Festschrift für Theodor Siebs, M. u. H. Marcus, Breslau 1933, S. 1—9.

„Bauer"), von diesem stammte Borr (d. i. „Sohn"), und Borr erzeugte mit der Riesin Bestla die drei Götter Odin, Wili und We.[1] Die Namen der ersten beiden Glieder des Stammbaums sind sinnreich erfunden — der Bauer steht wirklich bei den Germanen am Anfang! —, aber sie sind gewiß erst ein später Ersatz für die Namen, die Tacitus mitteilt. Odin ist, wie Zeus, der Vater der Menschen, und er heißt auch Jörmunr, d. i. Irmin, vermutlich, weil er in die Rolle dieses als Stammvater und als Enkel des erdentstammten Urgottes eingetreten ist. Auch Wili („Wille" oder „Freude") und We („Heilig"), von denen wir sonst nichts wissen, ersetzen die älteren Namen, und Yngvi bedurfte eines Ersatzes, weil er (Frey) sonst als Odins Sohn galt.

Trotz diesen Umgestaltungen ist die nordische Theogonie ein sprechendes Beispiel für die Altertümlichkeit der isländischen Überlieferung. Denn die Verse, von denen sie abstammt, waren schon zu Tacitus', wahrscheinlich auch schon zu des Timagenes Zeit alt, also lange vor Beginn unserer Ära entstanden.

Ein so hohes Alter erfordert auch der Inhalt. Denn schon, als Plinius schrieb, galt die Dreiteilung der Germanen nicht mehr. Dieser Schriftsteller spricht von fünf Gruppen innerhalb der Gesamtnation, den drei theogonischen und zwei andern. Tacitus weiß von Germanenstämmen, die, ohne zu einer der drei theogonischen Gruppen zu gehören, auch ihrerseits Anspruch erhoben auf die Abstammung von Twisto. Die Nation war also bedeutend gewachsen, seit jene Dreiteilung gegolten hatte. Das bedeutet, daß seit ihrer Geltung Jahrhunderte vergangen waren. Die Twisto-Ethnogonie war ein Stück Altertum geworden, eine ehrwürdige Erinnerung an eine Zeit, wo die Nation noch kleiner war und auf engerem Raume beisammensaß. Dieses Ergebnis stimmt damit überein, daß das taciteische Germanien sich auch auf anderem Wege als erheblich erweitert, als in einen inneren und einen äußeren Kreis zerfallend uns erwiesen hat.

Der gute Kopf, der die Twisto-Ethnogonie erfand, hat nichts getan, als — vielleicht angelehnt an ein auswärtiges Vorbild (die Skythen hatten nach Herodot eine ähnliche Ursprungssage) — gegebene Kultus- und Glaubensbestände zu einem runden Ganzen zu vereinigen. Germanien, das er überblickte und das ihm und anderen als Einheit bewußt war, zerfiel in drei Kultbezirke, die einander entsprechende Obergötter verehrten. Die Ideen der Erd-

[1] Siehe den Quellennachweis in der Fußnote zu S. 31.

geborenheit, der Götterentstammtheit und merkwürdigerweise auch die des Aufstieges eines Geschlechts lagen in der Luft. Ebenso die Dreizahl mit Hauptgewicht am Ende als Prinzip des Aufbaus. Was so entstand, war ein Werk altertümlichsten Geistes und Gepräges, das früheste Denkmal, wie der stabreimenden Dichtkunst — die Namen staben nach bekannten Mustern —, so des nationalen Bewußtseins des Germanentums.

3. Aus der Stammeskunde

Das germanische Wandern ist daran schuld, daß in die Masse der altgermanischen Stammesnamen so schwer klare Ordnung zu bringen ist. Da die Auswanderung in der Regel Teilung des Stammes bedeutete, indem ein Teil zurückblieb, so treten die gleichen Namen manchmal an zwei oder mehr weit getrennten Stellen auf. Dann entsteht bei ihrer Erwähnung in den Quellen die Frage, welche Stelle gemeint ist, und auch die Frage nach der Entstehung der Gleichnamigkeit kann Zweifel erregen. Viele Auswanderer haben die alte Stammesbezeichnung gar nicht mitgeführt, sondern neue Benennungen bekommen, denen man ihre Herkunft nicht ansieht, auch nicht, ob sie von einem oder von mehreren Stämmen ausgegangen sind. Dies ist der Fall der Alemannen und der Markomannen. Endlich gibt es Stammesbegriffe von zugleich engerer und weiterer Erstreckung. „Sachsen" sind einerseits ein kleines Volk in der Nachbarschaft der Angeln, mit denen zusammen sie nach Britannien auswandern, andererseits die Niederdeutschen insgesamt östlich der Frankengrenze. Es scheint, daß jenes kleine Volk einmal das südlichere Niederdeutschland erobert hat. Ein ähnliches Problem heftet sich an die „Sweben" (Schwaben), die ebenfalls bald klein, bald sehr groß erscheinen.

Auch der Verbreitung gewisser Ortsnamentypen, wie derer auf -ing(en) und -leben, hat man Auskunft über alte Stammessitze abgewinnen wollen. Die genannten Typen ziehen sich von Schleswig herab nach Thüringen. Sowohl in Schleswig wie in Thüringen haben Angeln und Warnen nebeneinander gesessen. Sicher hat eine anglisch-warnische Wanderung südwärts stattgefunden; über die Unterelbe nach Thüringen und weiter führte eine von den Kimbern bis zu den Langobarden viel betretene Völkerstraße. Es ist möglich, daß diese Wanderung jene Namen mitgeführt hat. Aber daß sie jemals den Angeln oder Warnen oder beiden allein oder

auch nur vorwiegend eigen gewesen wären, ist eine ganz willkürliche Annahme, da beide Typen sehr viel weiter verbreitet sind, besonders -ing(en) reicht bis ins langobardische Italien und ist auch in England und Skandinavien reich vertreten.[1] Mit anderen Ortsnamentypen, die man bestimmten Stämmen hat zuschreiben wollen, steht es ähnlich. Abgesehen von dem zu engen Blickfeld, leiden solche Versuche an dem Fehler, daß man sich die Stämme als viel zu konstante Größen und untereinander viel zu verschieden vorstellt (ein Irrtum, der auch sonst in der germanischen Altertumskunde sein Wesen treibt). Über den Stammesverschiedenheiten, welche die Quellen ergeben und welche plausibel sind, steht die große germanische Familienähnlichkeit und Familiengemeinschaft, die für Tacitus' und Cäsars Gewährsmänner offenbar die Hauptsache gewesen ist und auch beim Studium der germanischen Denkmäler sich immer wieder aufdrängt. Die Tatsache der Wanderungen lehrt schon bei kürzester Überlegung, daß Mischung von Stämmen und damit Vermischung und Verwischung von Stammeseigentümlichkeiten an der Tagesordnung gewesen sein muß. Was ein Stamm einmal Eigenes besaß, etwa im Giebelschmuck der Häuser, in Form und Ornamentik der Töpferware, in Kleidung, Barttracht, Bewaffnung, Namensitten, Redensarten, auch in der Lautgebung, das war stets in Gefahr, schon in der nächsten oder übernächsten Generation entweder zugrunde zu gehen oder auch das Bezeichnende zu verlieren, indem es sich über die Stammesgrenzen hinaus verbreitete. Es ist daher meist vergebliche Mühe, etwas, was uns in altgermanischer Zeit als auszeichnendes Merkmal eines Stammes berichtet wird, später bei diesem Stamme wiederfinden oder, wo man es findet, beweisen zu wollen, daß es sich dabei um denselben Stamm handle.[2]

Die altgermanischen Stammesnamen wollen nicht als andeutende Ausdrücke für ein Volkstum oder einen Dialekt angesehen sein, sondern in erster Linie etwa wie losgerissene Bojen in einer Strömung, die deren Vorhandensein und Richtung anzeigen; sie ver-

[1] Man denke einerseits an Marengo, andererseits an den Namen des schwedischen Städtchens Skenninge.

[2] Vgl. über die Bedenklichkeit der „Fundgeographie auf ethnischer Grundlage" Jakob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung, 1928, S. 137 ff. und 149 ff.; sowie H. Zeiß, „Zur ethnischen Deutung frühmittelalterlicher Funde", Germania, Korrespondenzblatt der römisch-germanischen Kommission des Deutschen archäologischen Instituts, Jahr XIV, 1. Januar 1930, Heft 1, S. 11—24.

anschaulichen — wie auch die Ortsnamen vielfach — die Verschiebungen der Bevölkerung.

Dies gilt auch von solchen Namen, die noch heute an ihrer alten Stelle lebendig sind. Im Gebiete der Urheimat kommt das öfters vor, auch in der besonders eindrucksvollen Form, daß ein Name nicht bloß überhaupt in gemeingermanische Zeit zurückreicht, sondern bis in die älteste Quellenschicht (die antiken Berichte von Plutarch bis Tacitus). An erster Stelle sind da die Schweden zu nennen, weil sie der einzige germanische Stamm sind, der als Staat von der Urzeit bis in die Gegenwart in den Quellen eine Rolle spielt. Schon im 1. Jahrhundert genossen sie durch ihre Seemacht und ihr uraltes Heiligtum bei Upsala mit dem schon damals berühmten Tempelschatz höheres Ansehen als die südlich von ihnen sitzenden Skandinavier. Die Ebene nördlich vom Mälar war offenbar schon damals ein weites, verhältnismäßig fruchtbares Ackerland, und mindestens ein Teil der dortigen Gaue — Land der acht, Land der zehn, Land der vier Hundertschaften waren die fortlebenden Namen einiger von ihnen[1]; Zeugnisse der alten Hundertschaftsverfassung, die auch bei den Südgermanen unverkennbar ist — hatten sich nach Verbrennung der Marken zusammengeschlossen (der Name Svīar „Schweden" kann sich auf dieses Waldschwenden beziehen). Dieser gewiß nicht durchweg friedliche Vorgang setzt sich in der Folgezeit fort, und es entsteht das Schwedenreich (Svīariki, Svīaveldi), das auch nach der Einigung Dänemarks und der Entstehung des Königreichs Norwegen das größte der nordgermanischen Länder geblieben ist. In den Grundzügen gleichartig, wenn auch weniger glänzend, verläuft die Geschichte der Friesen. Schon Tacitus kennt neben dem friesischen Hauptstamm zwischen Zuidersee und Ems die „kleinen Friesen", etwas weiter westlich, allem Anschein nach friesische Auswanderer. Später hat der Stamm sich noch erheblich weiter nach Westen vorgeschoben, hat sich an der Besiedelung Englands beteiligt, ist auch ostwärts bis über die Weser vorgedrungen und hat eine Kolonie an der schleswigschen Westküste begründet, immer an der See sich haltend. Die friesische Ostbewegung hängt gewiß zusammen mit dem Abzug der älteren Marschenbevölkerung nach Britannien. Die Besiedler Britanniens, die sogenannten Angelsachsen, waren, die Friesen eingeschlossen, nahe Nachbarn, und ihre Sprache unterschied sich schon früh merkbar von der des Binnenlandes und Skandinaviens. Dieses „Anglo-

[1] Āttunda-, Tīunda-, Fiaðrundaland.

friesische“, das noch heute, trotz der langen Trennung der Teile, als Einheit ins Ohr fällt, war in vielem der südgermanische Übergangsdialekt zum Nordgermanischen.

Ein anderes Bild als Schweden und Friesen zeigen die Kimbern, Teutonen, Ambronen und Wandalen, Stämme der jütischen Halbinsel, von deren Fuß eine gerade Straße südwärts führte, und die Goten, die Bewohner der Insel Gotland, die alte Verbindungen zur gegenüberliegenden Weichselmündung und weichselaufwärts hatte. Die beiden erstgenannten sind aus den Gegenden am Limfjord, wo ihre Reste hinterblieben (Himmerland am Kattegat, Ty an der Nordsee), ausgezogen, mit ihnen die Ambronen aus Amrum. Die Wandalen zeigen sich am Anfang ihrer weiten Wanderungen in Schlesien und sind also die Oder hinaufgewandert, deren Mündung sie von den dänischen Inseln aus erreicht haben werden. Dasselbe gilt von den Silingen, nach denen Schlesien benannt ist, und deren Name vielleicht mit dem des dänischen Seeland zusammenhängt.[1] Daß die Wandalen schon in der nordischen Heimat beweglich gewesen sind wie später im Mittelmeer, das zeigt auch das doppelte Vorkommen des Landschaftsnamens Wendel: bei Skagen und im schwedischen Upland. Die Schiffahrt, die sie im Tyrrhenikum betätigten, haben sie im Baltikum und Skagerrak erlernt.

Die letzten Beispiele werfen Licht auf vier wichtige Linien der germanischen Südströmung: den Weg an der Nordsee entlang zur Kanalküste und weiter, die schon früher erwähnte Elbstraße, den Oder- und den Weichselweg. Als östlichster tritt der Weg der Schweden nach Byzanz hinzu, der die Düna hinauf und den Dnjepr hinabging.

Die Goten, die — vor unserer Zeitrechnung — an der Weichselmündung landeten, fanden auf den dortigen Inseln schon Germanen vor und verdrängten sie: die Holmrugier, d. h. Insel-Rugier, deren Fürst Hagen in der Heldendichtung berühmt geworden ist als Vater der von Hetel entführten schönen Hilde. Mit demselben Namen belegen altnordische Skalden, offenbar uralter dichterischer Überlieferung folgend, die Bewohner des norwegischen Rogaland, und in der Tat müssen diese dasselbe Volk sein, es ist vor den Goten nordwärts ausgewichen. Andere Rugier, die in Pommern und auf dem nach ihnen benannten Rügen gesessen zu haben schei-

[1] Nach einer sinnreichen Hypothese des verstorbenen Uppsalaer Sprachforschers Adolf Noreen, des Verfassers des großen Werkes Vårt Språk.

nen, gründeten im 5. Jahrhundert eine Herrschaft in Ungarn, wo der Roggenbau, nach dem dieser Stamm heißt,[1] ertragreich fortgesetzt werden konnte. Die norwegischen Rugier aber sind nicht die einzigen Ostseegermanen, die sich in die atlantischen Fjorde zurückgezogen haben. Nördlich von ihnen sitzen Haruden (altnordisch Hördhar) aus Jütland (Hardesyssel). Andere Haruden sind von dort dem Ariovist nach Gallien gefolgt.

Der erste Eindruck ist wiederum der ruheloser Bewegung. In Wirklichkeit haben die Ruhepausen zwischen den Wanderungen viel mehr Zeit ausgefüllt als diese selbst. Die Goten z. B. haben jahrhundertelang an der unteren Weichsel geackert und ihre Kühe gemolken, ehe sie von dort weiterzogen nach Südrußland. Dann wurden sie allerdings bald durch die Lockungen der Städte in einen längeren Kriegszustand hineingezogen. Aber kaum war Italien erobert, so trat wieder Friede ein.

Einen unmittelbaren Eindruck von der Seßhaftigkeit des germanischen Bauern geben die Siedlungsnamen, z. B. die schon erwähnten auf -leben (dän. -lev), die einen Hof als das Erbe jemandes bezeichnen, und auf -ing, die meist auf den Begründer einer Niederlassung und auf seine Nachkommen gehen. Nicht ganz selten kehren auch Ortsnamen an verschiedenen Stellen Altgermaniens identisch wieder. So gibt es ein „Göttingen" (Gydhinge haeradh) auch in Schonen, unserem Quedlinburg entspricht schwedisches Kvillinge, unserem Mehringen Märinge auf Tosterö in Södermanland und langobardisches Marengo in Italien.[2] Solche Fälle dürfen größtenteils so gedeutet werden, daß Auswanderer in der Ferne die Heimat auch im Namen erneuern wollten, wie die Holländer ihre amerikanische Stadtgründung Neu-Amsterdam benannt und die Engländer dieselbe New-York getauft haben.

Erst als die Wanderungen aufhören — bei den Südgermanen um 600, bei den Nordgermanen im 10. Jahrhundert —, gewinnen die Stammesbegriffe räumliche und zeitliche Festigkeit, und ebenso die Mundarten. Um 600 bildet sich in Deutschland die hochdeutsch-niederdeutsche Sprachgrenze so, wie sie im wesentlichen heute noch

---

[1] Der Roggen gilt als eine Neuerung im Gefolge der Klimaverschlechterung gegen Ende der Bronzezeit, die einen Temperaturniedergang von etwa 2° bedeutet und einen Rückgang der Waldbekleidung der norwegischen Gebirge um einige hundert Meter ebenso zur Folge gehabt hat wie im Bereich des späteren Deutschland Vergrößerung der waldbestandenen Fläche.

[2] Siehe oben die Fußnote 1 zu S. 35.

ist. Im Norden zeigen sich Ende des 10. Jahrhunderts in Dänemark Spracherscheinungen, die bis jetzt das sogenannte Ostnordische kennzeichnen. Um 800 wird Deutschland geschaffen durch Karl den Großen, und damit ist die gemeingermanische Zeit eigentlich begraben. An die Stelle der vielen kleinen Stämme, die voneinander kaum verschieden waren, tritt ein christliches Großreich mit mehreren christlichen Kleinstaaten (in England) und den einstweilen noch heidnischen nordischen Ländern zur Seite, in welchen letzteren die alten Zustände noch geraume Zeit fortleben, aber auf immer engeren Raum beschränkt werden, bis Kirche und christlicher Staat ihnen auch dort ein Ende bereiten — im Laufe des 11. und, was abgelegene Gegenden betrifft, des 12. Jahrhunderts.

III. Gesellschaft und Staat[1]

Im Bisherigen wurde mehr das äußere Bild des Germanentums entrollt; wir betrachteten die im engeren Sinn historische Erscheinung, die es darstellt. Wir können aber unserem Gegenstande noch nähertreten. Wie verbrachte der Germane seinen Alltag und seine Feste? Wie lebte er mit seinesgleichen? Was für eine Art Menschen waren sie eigentlich? Diese und dergleichen Fragen, die nicht nur den meisten — zumal den unvorbereiteten Laien — besonders naheliegen, sondern in der Tat ein besonderes Interesse bieten, sind teilweise schon beantwortet, aber der größte Teil dessen, was wir glücklicherweise auf sie antworten können, steht noch aus, und hiervon soll im folgenden zunächst die Rede sein. Tacitus hat auf diese Dinge einen feinen Blick gehabt und teilt viel offenbar Richtiges mit. Die nordischen Quellen bestätigen ihn und vertiefen und bereichern das Bild mit einer Überfülle von Stoff.

1. Gesellschaft

Was sich unter diesem Begriff zusammenfassen läßt, ist im germanischen Leben viel wichtiger gewesen als der Staat, während in antiken Städten wie Athen und Rom und in den meisten Staaten der Neuzeit eher das Umgekehrte der Fall ist. Ein Staat braucht Befehlsgewalt und den Gehorsam seiner Untertanen. Die

[1] Vgl. meinen Vortrag „Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen", Zeitschrift für Deutschkunde, 48. Jahrgang (1934), S. 22—34.

germanischen Staatsgewalten hatten nur in Ausnahmefällen zu befehlen. Das, was der antike und der moderne Staat als das Selbstverständliche in Anspruch nimmt, das Zinsen der Bürger mit ihrem Gut und unter Umständen mit ihrem Blut, wäre den Germanen als eine empörende Zumutung erschienen — und ist ihnen so erschienen, als sie einer festen Staatsordnung unterworfen werden sollten. Die erfolgreiche, Dauer behaltende Durchführung solcher Unterwerfung fällt zusammen mit dem Ende der germanischen Zeit. Es kommt dazu also im Norden später als im Süden.

Der unabhängige Germane, der keine Gewalt über sich dulden will, ist der Adelbauer, der Vertreter der breiten Hauptschicht der Bevölkerung. Der Name, den wir in Anlehnung an die alte Bezeichnungsweise diesen Leuten geben, besagt, daß sie Bauern waren, die auf ihrem „Adel", d. h. auf ihrem Erbgut saßen. Statt „Adel" in diesem Sinne sagte man auch „Odel" (althochdeutsch uodal, enthalten in dem Namen Uodalrich, Ulrich) oder „Vater=odel", d. h. das vom Vater ererbte Stammgut. Die Erblichkeit, die Angestammtheit des Hofes war das, was das soziale Wesen des Adelbauern, nämlich seine Freiheit, seinen Freiheitsstolz und Freiheitsanspruch bedingte. Sie war das Gegenteil von Schenkung und Belehnung, denn diese schaffen Abhängigkeit. Indem der Adelbauer sich frei wußte und sich frei bewahrte, fühlte er seinen Wert als dem aller derer überlegen, die nicht dasselbe taten, und er übertrug dieses Wertgefühl naturgemäß auf seine Vorfahren. Zugleich war er, mochte es nun in größerem oder in kleinerem Maßstabe der Fall sein, allemal ein Besitzender und ein Herrschender, und die Vorfahren waren dasselbe gewesen. Die Vererbung persönlicher Eigenschaften war eine geläufigere Tatsache als heutzutage; man sprach vom Wiedergeborenwerden eines Vorfahren im Nachkommen. Man hauste familienweise einzeln und kam nicht oft mit andern zusammen. Aus diesen Fäden wob sich eine sehr starke Pietät gegen die Väter, oft ein entwickelter Ahnenstolz. Man pflanzte die Namen der älteren Generationen fort, indem man von den zwei Bestandteilen eines Namens den einen beibehielt und den andern variierte (Namenvariation: Siegfried der Sohn des Siegmund), in späterer Zeit auch, indem man Namen verstorbener Verwandten unverändert Neugeborenen beilegte (Karl der Westfranke hieß nach seinem Großvater Karl Martel). Stammbaumkunde und sonstige Familiengeschichte wurde gewiß überall in Germanien von manchem Adelbauer gepflegt, wenn auch in Norwegen

und Island dies zu einzigartigen Folgen geführt hat: die isländischen Sagas, echt germanische bäuerliche Familiengeschichten zum Teil bedeutenden Umfanges, sind daraus entstanden.

Wenn Tacitus bei gewissen östlichen Nachbarn der Germanen hervorhebt, ihre Nichtzugehörigkeit zu diesen gehe außer aus der Sprache auch daraus hervor, daß sie Tribut zahlten, so zeigt dies, daß schon ihm der Germane als der Adelbauer vorschwebt. Dies geht auch hervor aus seiner Schilderung des Lebens, das die Germanen führen, solange sie nicht im Kriege sind. Je tapferer einer ist, heißt es da, um so weniger kümmert er sich um Haus und Acker und bringt seine Tage mit Nichtstun hin, während Frauen, Greise und Kinder — wir dürfen hinzusetzen: Knechte — die notwendige Arbeit tun. Man darf, was hier von den tapfersten Kriegern verlautet, nicht so verstehen, als hätten die Adelbauern und ihre Söhne sich ganz der Landarbeit entzogen. Das sagt der Schriftsteller nicht, und dies war auch nicht der Fall. Der altnordische Bauer ist kriegerisch, aber doch auch Landwirt, besonders Viehzüchter, und die deutschen Quellen weisen auf dasselbe. Aber daß Kämpfen höher in der Schätzung stand als Ackern, daß der Krieger auf den Schweinefütterer herabsah, das ist gewiß, und es ist ebenso bezeichnend für den germanischen Bauer wie seine Landfestigkeit und sein Familienstolz.

Er war eben ein Souverän. Wir verstehen ja unter einem solchen jemanden, der nach oben und nach unten völlig frei ist, d. h. niemandem gehorcht, dagegen andere hat, die ihm unbedingt gehorchen. In dieser staatsrechtlich zugespitzten Form ist der Begriff in neuerer Zeit aus Frankreich zu uns gekommen in Anwendung auf die absoluten Monarchen des 17. und 18. Jahrhunderts. Er kann aber auch auf die germanischen Adelbauern angewandt werden, denn diese beherrschten zwar nicht weite Länder und verwalteten sie mit Hilfe eines Beamtenapparates, aber das Wesentliche der Souveränität, das, was die souveräne Persönlichkeit macht, trifft auf sie durchaus zu. Wie für die souveränen Fürsten der Neuzeit gab es für sie niemanden, der ihnen zu befehlen hatte, und ihre Macht über die von ihnen Abhängigen war womöglich noch weniger beschränkt als bei jenen. Nach beiden Richtungen beschränkte sie nur der eigene Wille.

Das Bild, das wir uns von den sozialen Verhältnissen der Germanen machen, hängt wesentlich davon ab, wie wir über diesen Willen der Adelbauern denken, ob wir ihn mehr für den

Willen zur Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung oder mehr für den zur Verständigung halten. Da man waffentüchtig war und sich als Krieger fühlte, so handelte man gegenüber jedem Zwang, der von oben kommen wollte, ebenso wie gegenüber einem räuberischen Einfall, also meistens nach dem Sprichwort „Auge in Auge sollen Are sich krallen“,[1] bei erdrückender Übermacht aber so, daß man lieber Haus und Hof verließ, als sich beugte. Infolge dieser Haltung aller ließ man einander im allgemeinen in Ruhe, und an eine staatliche Obergewalt, die ins Alltagsleben einzugreifen hätte, dachte niemand. Steuern waren unbekannt und sicher auch die Wehrpflicht im juristischen Sinne; beides hätte sich mit der Souveränität der Adelbauern schlechterdings nicht vertragen. Alles, was diese einander oder der Gesamtheit leisteten — und das war manchmal viel —, beruhte auf Vereinbarung oder auf Impuls. Es gab auch gewohnheitsmäßige Leistungen ohne das Bewußtsein von einer Vereinbarung. Tacitus berichtet von der Sitte der Völkerschaften, ihren Fürsten Geschenke darzubringen, die diese zum Leben brauchen. Aus dem Norden erfahren wir z. B., daß der isländische Großbauer Gudmund, der eine Häuptlingsstellung im Norden des Landes innehatte, bei seinen schwächeren Nachbarn, deren Angelegenheiten er auf dem Ding und sonst förderte, regelmäßige Gastungen entgegenzunehmen pflegte, wie bekanntlich auch die mittelalterlichen Könige. Dergleichen geschah, wie der feinhörige Römer sagt, „freiwillig und privat“. Mindestens der gute und kräftige Schein der Freiwilligkeit war die Lebensluft, den solche Gegenseitigkeiten zum Gedeihen nötig hatten. Dies setzt Taktgefühl auf beiden Seiten voraus. Wie man sich selber kannte, das eigene, hochgespannte Ehrgefühl, so kannte man den anderen und trug dem Rechnung — wobei es müßig ist, zu fragen, in welchem Verhältnis Klugheit und Sympathie sich gemischt haben mögen. Das war die alte Diplomatie und Humanität. Sie trat noch ohne Europens Höflichkeit in die Erscheinung und unterschied sich auch dadurch, daß das germanische Ehrgefühl, äußerst reizbar, wie es ist in Fragen der Mannhaftigkeit, in Besitz- und Machtfragen eher einen Stoß vertragen kann, da hierbei die Persönlichkeit weniger unmittelbar beteiligt ist und der Sachverhalt vor aller Augen liegt. Kleine Adelbauern gerieten natürlich leicht in Abhängigkeit von größeren, da sie leicht in die Lage kamen, Hilfe in Anspruch nehmen

[1] Altnordisch: ǫndverðir skulu ernir klóask.

zu müssen.[1] Aber auch unter ihnen lebte der Geist der Freiheit und Gleichheit kräftig. Ein altnordischer Spruch sagt: „Und hat man nur zwei Geißen und die Hütte mit Tauwerk gedeckt, so ist das doch besser als Bittgang (Hávamál Strophe 36[2]). Schon weil eine solche Hütte und ein solcher Viehbestand wenig wert sind, konnten solche kleinen Leute sich in großer Zahl frei ausleben. Es kam aber auch ihnen, wenn sie danach waren, die alte Humanität zugute. Das germanische tätige Wohlwollen für den Wackeren, dem es schlecht geht, zeigt sich besonders deutlich an den Anstalten, die altisländische Bauern und Bauernwitwen zum Besten von Geächteten treffen (so in der Saga von Gisli[3]). Durch freiwillig gebotene Wohltaten fühlte sich jeder nur geehrt — solange nicht seine Selbständigkeit dadurch angetastet wurde.

An der Waffenförde (im nordöstlichen Island) waren die beiden angesehensten Familien die von Hof[4] und die von der Kreuzbucht. Sie waren befreundet und verschwägert, aber aus natürlichen Verstimmungen und unglücklichem Zufall entstand Feindschaft, die zum Fall der beiden Familienhäupter und zu einem verlustreichen Gefecht führte. Aus diesem mit schweren Wunden heimgekehrt und wertvoller Helfer beraubt, sah Thorkel von der Kreuzbucht seine Wirtschaft allmählich in Verfall geraten und konnte es nicht ändern. Da schickte ihm der Vetter aus Hof, Bjarni, einen heilkundigen Mann, und er kam nun schneller zu Kräften. Aber aus der Erntearbeit wurde doch nicht viel, denn Jorun, die Bäuerin, konnte nicht allein für alles aufkommen. Ein Knecht aus der Kreuzbucht kehrte in Hof ein und empfing vom Herrn dort unter vier Augen den Auftrag, Thorkel einzuladen, mit seinem ganzen Hausstand nach Hof zu ziehen oder, wenn er dies nicht wolle, von Bjarni reichlich Nahrung für Menschen und Vieh sich liefern zu lassen. Der Knecht machte sich auf und kam gerade heim, als

---

[1] Vgl. z. B. Thule (Diederichs, Jena) Bd. 12 S. 27.

[2] Meine Ausgabe (Edda, die Lieder des Codex regius und verwandte Denkmäler, herausgegeben von Gustav Neckel, I. Teil, Text, 2. Auflage, Carl Winter, Heidelberg 1927, S. 21).

[3] Vgl. Gísla Saga Súrssonar, udgiven efter Håndskrifterne af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab, København 1929, und die Verdeutschung des wertvollen Denkmals durch Friedrich Ranke, Thule Band 8, S. 61 ff.

[4] Das Wort Hof hat im Altnordischen die engere Bedeutung „Götterhof", „Tempel" angenommen, und alle die vielen skandinavischen Örtlichkeiten, die so oder z. B. Thorshof, Fröshof heißen, sind Stätten heidnischer Tempel (sprich: „hoff").

die Leute sich an die Tische gesetzt hatten und Jorun das Essen auftrug. Er trat vor Thorkel, grüßte und berichtete alles, was Bjarni gesagt hatte. Jorun blieb mitten im Zimmer stehen und horchte auf seine Worte. Aber Thorkel antwortete nichts. Da ergriff Jorun das Wort: „Warum schweigst du zu einem so wackeren Anerbieten?“ Thorkel antwortete: „Ich will zu dieser Sache nicht so schnell mich äußern. Den meisten wird die Einladung unerwartet kommen.“ Jorun sagte: „Ich bin dafür, daß wir morgen nach Hof ziehen zu Bjarni. Ein solches Anerbieten von einem Manne, wie er ist, scheint mir höchst ehrenvoll.“ „Du sollst entscheiden,“ sagte Thorkel, „denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß du klug bist und das Beste willst.“

Am nächsten Morgen brach Thorkels Schar, zwölf Köpfe stark, von Hause auf. Als man sie von Hof aus kommen sah, wurde es Bjarni gemeldet. Der freute sich über die Nachricht, ging hinaus, ihnen entgegen, begrüßte Thorkel und die Seinen freundlich und lud sie ein, bei ihm zu wohnen. Und als die Vettern ins Gespräch kamen, da verhandelten sie über ihre Zwistigkeiten freundschaftlich und offen. Da bot Bjarni, Brodd-Helgis Sohn, dem Thorkel, Geitirs Sohn, Versöhnung und Selbsturteil [1] und erklärte, er wolle ihm gerne fortan in allen Dingen zu Willen sein, solange sie beide lebten. Dieses Anerbieten nahm Thorkel an, und sie versöhnten sich nun vollständig. Als Buße für Geitirs Fall bestimmte Thorkel ein Hundert in Silber.[2] So schlossen sie Frieden und hielten ihn gut.

Dieser Bericht der „Saga von den Männern an der Waffenföhrde“ — aus der die beiden letzten Absätze wörtlich entnommen sind [3] — entrollt ein Lebensbild, dessen Intimität und Wahrheit auch der heutige Leser unmittelbar empfindet. Es ist aber — trotz den warmen Tönen am Schluß, die gewiß erst einem christlichen Erzähler zuzuschreiben sind — ein Bild aus dem Heidentum, woran schon die blutige Vorgeschichte erinnert. Derartiges konnte sich bei den Schweden ums Jahr 500 oder bei den Cheruskern um Christi Geburt ebenso zutragen wie bei den Isländern des 10. Jahrhun-

[1] Bjarni hatte Thorkels Vater Geitir, halb widerwillig, erschlagen, und diese Tat war noch nicht gebüßt (eine Sachlage, die für die Beurteilung des oben Erzählten nicht gleichgültig ist). Das Anerbieten von „Selbsturteil“, d. h. daß der Gekränkte die Höhe der Buße selbst festsetzen soll, war das Ehrenvollste für letzteren.

[2] Das war die Normalsumme, für einen angesehenen Mann eine niedrige Forderung.

[3] Thule, Bd. 12, S. 17ff.; XXff.

derts. Das Typische, worauf es uns ankommt, ist das Zögern Thorkels. Er denkt an den Vater, dessen Fall noch nicht gebüßt ist, und an die Ehre der Familie. Wäre er gesund und bei vollen Kräften, er würde sich entschiedener sträuben und auch auf das Wort der fürsorgenden und, wie er weiß, vorausschauenden Frau hin schwerlich einlenken, gewiß nicht, wenn er außerdem jünger wäre.

Ein Seitenstück bietet die „Saga vom Freyspriester Hrafnkel“[1] Dieser übermütige Herrenmensch, wie sein Beiname besagt, Besitzer eines Tempels des Frey (im östlichen Island), hatte seinem Gotte das Miteigentum an all seiner Habe geschenkt und so besonders an einem grauen Hengst mit schöner Mähne, den er daher Freyfaxi nannte und den niemand reiten durfte; auf der Übertretung dieses Verbotes stand der Tod. Nun verdang sich bei Hrafnkel ein Bauernsohn aus der Umgegend namens Einar, und als dieser eines Tages beim Hüten der Schafe auf der Bergweide eine Anzahl von diesen Tieren, die sich verlaufen hatten, lange vergebens gesucht hatte, kam ihm Freyfaxi in den Weg, er bestieg den guten Renner, des wohlbekannten Schwures seines Herrn nicht achtend, und fand nun endlich die vermißten Schafe. Freyfaxi aber, der dabei fast zuschanden geritten worden war, verriet dem Herrn durch sein Aussehen das Geschehene, dieser mußte die beschworene Drohung wahrmachen und erschlug den jungen Einar, obgleich er ihn gern hatte. Nun geht es wörtlich so weiter:

Die Kunde von Einars Fall kam nach Hol[2] zu Thorbjörn, seinem Vater. Der nahm das übel auf. Er stieg zu Pferde, ritt hinüber nach Adelfarm[3] und forderte von Hrafnkel Buße für den Tod seines Sohnes. Dieser sagte, er habe mehr Männer erschlagen als diesen einen: „es ist dir nicht neu, daß ich für niemand Buße zahle, und darein wird man sich nun einmal finden müssen. Und doch ist mir so, als hätte ich schon an bessere Stellen getroffen als diesmal. Du bist lange mein Nachbar gewesen, ich bin gut mit dir aus-

---

[1] Ebendort S. 75ff. oder in dem Auswahlbande „Germanisches Wesen“ (Jena, Diederichs 1924), S. 160ff.

[2] Hol, mit langem o, bedeutet „Hügel“.

[3] So hieß Hrafnkels Hof. Der Name bedeutet „Erbhof“, also das, was jeder altisländische Herrenhof so gut war wie alle germanischen Adelbauernhöfe. Auf Island haben aber die alten Bezeichnungen für den Adelbauer und seinen Sitz im allgemeinen nicht fortgelebt, daher konnten sie im Einzelfall als Name dienen.

gekommen, und ebenso du mit mir. Es wäre zwischen Einar und mir nicht das geringste vorgefallen, hätte er nicht den Hengst geritten. Man hat's wohl oft zu bereuen, wenn man zuviel gesagt hat; die Reue käme seltener, wenn man weniger sagte. Kurz, ich will sehen lassen, daß ich mit dieser meiner Tat weniger zufrieden bin als mit andern der Art: ich will deinen Hof ausrüsten mit Milchvieh im Sommer und mit Fleisch im Herbst; und das will ich Jahr für Jahr tun, solange du wirtschaften magst. Deine Söhne und Töchter werden wir ausstatten mit meiner Beihilfe und sie so in Gang bringen, daß es ihnen später gut geht. Und alles, was du in meinem Haushalt vorhanden weißt und selber brauchst fortan, das sollst du mir nennen, sollst fortan nichts mehr entbehren, was du nötig hast. Du sollst wirtschaften, solange es dir Vergnügen macht, aber zu mir ziehen, sobald du es satt hast, da will ich für dich sorgen bis zu deinem Ende. Damit wird alles zwischen uns ausgeglichen sein ... Mich dünkt, mancher wird sagen, ich lasse mich den Einar etwas kosten." „Darauf gehe ich nicht ein," sagte Thorbjörn. „Worauf denn?" fragte Hrafnkel. Da sagte Thorbjörn: „Ich verlange Schiedsrichter!" Hrafnkel erwiderte: „Du stellst dich auf gleichen Fuß mit mir; so werden wir uns nie vergleichen."

Hrafnkel ist der mächtigste Mann im Bezirk. Als Gode (Priester) und Tempelbesitzer hat er die Leitung bei den Dingversammlungen. Daß dagegen Thorbjörn arm ist, geht schon hervor aus seines Sohnes Dienststellung bei Hrafnkel. Dies ist ein Unterschied von Besitz und Macht nicht nur, sondern natürlich auch von Ansehen, aber es führt nicht zur Unterordnung des äußerlich Schwächeren unter den äußerlich Stärkeren, sondern jener erhebt gegen diesen den Anspruch auf Bußezahlung für den Fall des Sohnes, und er befindet sich dabei im Einklang mit der öffentlichen Meinung, denn eine solche Genugtuung kommt jedem Mann von Ehre zu, und zwar in den üblichen festen Formen, welche die Anerkennung der Verpflichtung des Büßenden enthalten. Hrafnkels übermütiges Kraftgefühl aber will sich zu keiner solchen Anerkennung herbeilassen. Er gehört zu denen, die überhaupt niemals Buße zahlen. Doch hat er Wohlwollen für Thorbjörn, und es tut ihm leid, zwar nicht was er getan — denn das war Pflicht gewesen —, aber was er geschworen hat, und so ist er willig, dem Klagenden Ersatz für seinen Verlust zu geben, und gestaltet dieses Angebot sogar liberal und entgegenkommend.

Thorbjörn soll sich dabei so frei wie möglich fühlen können. Nähme Thorbjörn dies an, so wäre für sein Wohlsein besser gesorgt, als wenn Einar, der ihn im Alter hatte stützen sollen, noch lebte. Aber seine Selbständigkeit wäre dahin, er wäre Almosenempfänger, und seine Ehre läge darnieder, da der von dem Goden angebotene Ersatz keine Buße ist, vielmehr ein Selbsturteil,[1] das der Beklagte sich ohne Angebot anmaßt. Daher stößt Hrafnkels Rede auf taube Ohren. Thorbjörn lehnt rundweg ab und schreitet zur Klage vor dem Ding. Er hat Glück, gewinnt Helfer und setzt die Verurteilung durch, Hrafnkel verliert seinen Hof — allerdings nicht endgültig, ein Mann wie er kommt immer wieder in die Höhe.

Auch diese Erzählung hat gemeingermanische Tragweite. Wird sie doch den unverbildeten Leser nahezu gemeinmenschlich anmuten. Der sorgenvolle Kleinbauer wortkarg vor dem mächtigen Großbauer, der beredt sein herablassendes Wohlwollen und sein Sicherheitsgefühl ausströmt, diese Szene enthält mindestens ebensoviel ewige Wahrheit wie Hektors Abschied von Andromache, mag auch der Gefühlsgehalt dieses späthomerischen Lebensbildes den meisten von uns leichter eingehen. Zunächst aber veranschaulichen Thorbjörn und Hrafnkel das Ehrgefühl der Adelbauern im Gegeneinanderspiel, diesmal im harten Aufeinanderstoß, während die erste Probe eine andere Konstellation aufwies. Beide Male handelt es sich um eine Wohltat, die der wirtschaftlich Schwächere empfangen soll, also auch um eine Auswirkung der alten Humanität, der germanischen Gutmütigkeit.

Der Wille der souveränen Adelbauern zur Selbstbehauptung nach oben und nach außen ist nunmehr in verschiedenen Gestaltungen vorgeführt und dadurch dem Durchschnitt nach gekennzeichnet. Der Leser sieht schon jetzt: die Germanen waren keine „Wilden“; mancher wird finden, daß sie überraschend menschlich waren und daß eigentlich nur die Einrichtungen und Sitten uns von ihnen unterscheiden. Dies ist zwar etwas zuviel gesagt, aber an dem Eindruck ist viel Richtiges. Auch der Machtwille der Adelbauern nach unten hatte im allgemeinen nichts Tyrannisches. Die Herrschaft im Hause hatte eher etwas Patriarchalisches.

Die Verhältnisse einer reinen Naturalwirtschaft und die wesentliche Gleichförmigkeit der Bedürfnisse aller brachten es mit sich, daß Sondereigentum innerhalb der Familie im weitesten Sinne

[1] Siehe die vorige Episode.

kaum hervortrat und sich im wesentlichen auf Kleider, Waffen, Schmuck, Pferd und Hund beschränkte. Eigentumsfreude und Eigentumssinn des Adelbauern, die nach außen so stark und so schroff hervortraten, galten nicht seinem privaten Besitz, sondern dem der Familie, über den er allerdings waltete, aber so, daß der ganze innere Bereich — fyrir innan stokk, wie man altnordisch sagte — der uneingeschränkten Herrschaft der Frau überlassen blieb und erwachsene Söhne von selber einen größeren oder kleineren Teil der Zügel in die Hand nahmen. Die hohe Stellung der Frau bei den Germanen ist bekannt und oft als ein Ruhmestitel unseres Volksstammes hervorgehoben worden. Sie war der Ausdruck der natürlichen Kraft und Selbständigkeit auch der weiblichen Familienglieder und davon, daß die Germanin viel weniger Geschlechtswesen ist als die Südländerin und das Verhältnis der Geschlechter überhaupt bei jung und alt weniger erotisch, mehr kameradschaftlich geartet ist, endlich auch eine Folge der Standesbegriffe, die für die Eheschließungen maßgebend waren: die Adelbauern heirateten nur Töchter von ihresgleichen und nahmen gern jede Möglichkeit wahr, durch Verschwägerungen ihre Stellung zu verstärken; daher ein hohes Selbstgefühl auch der Frau und entsprechende Rücksicht des Mannes. Oft hatte die Frau die Entscheidung auch in Angelegenheiten, die über ihren herkömmlichen Bezirk weit hinausreichten. Besaß sie überlegene Klugheit, so pflegte der Mann — wie jener Thorkel — gern ihrem Rat zu folgen. War doch leuchtender Verstand nicht das, was den Mann vor allem zierte; Hantierungen wie Heilkunst und Weissagung waren überwiegend in weiblicher Pflege. Manche Frau spielte selbst den Souverän, indem sie allein einer großen Wirtschaft mit mehr Kraft und Geschick vorstand als mancher Mann, und es gab sogar Frauen, die eine Art Herrscherinnen waren, wie Gambara, die kluge Mutter der beiden Herzöge, welche die Langobarden sich bei ihrem ersten Auszug erkoren, oder die Norwegerin Aud, die Tochter des mächtigen Ketil aus Sogn.

In Ketils alten Tagen begann König Harald Schönhaar seine Herrschaft über Norwegen auszubreiten, indem er nach dem Muster der Frankenkönige überall im Lande den Bauern Abgaben auferlegte und die Widerspenstigen bekriegte (um 870). So drohte auch Ketil und den Seinen Unfreiheit oder Tod. Er berief ein Ding seiner Verwandten und Anhänger und erklärte ihnen, er wolle sich von seinen Freunden nicht trennen, und er wisse, daß auch sie

ihn nicht verlassen würden; am liebsten würde er im Kampfe fallen wie seine Vorfahren, aber ihnen gönne er ein solches Schicksal jetzt noch nicht. Da erwiderte sein Sohn Björn, er mache kein Hehl daraus, daß er dem Beispiel, das angesehene Männer schon gegeben hätten, zu folgen und das Land zu verlassen gedenke, ohne die Knechte Haralds abzuwarten und sich von ihnen verjagen oder totschlagen zu lassen. Diese Rede fand Beifall, und man beschloß die Auswanderung. Björn und sein Bruder Helgi wollten nach dem neuentdeckten Island, von wo gute Kunde gekommen war über fette Wiesen, reiche Lachsfänge und Walbeute am Strande. Ketil selbst aber hatte als alter Mann keine Lust mehr zu einem neuen Lande und wandte sich dorthin, wo er in früheren Jahren viel geheert hatte, nach Schottland.[1]

An der schottischen Küste und auf den Hebriden bestanden damals Siedelungen der Nordleute. Auch Ketil und sein Anhang fanden dort Raum. Es heißt, man nahm sie gerne auf, weil es sich um ein altes Geschlecht und einen berühmten Heerführer handelte, d. h. man erwartete von den Zuwanderern aus Sogn kräftigen Schutz gegen Wikinge, Ketil sollte „Landesverteidiger“ sein (landvarnarmaðr, ein altnordischer Begriff, der auf die Entstehung und Natur des germanischen Fürstentums Licht wirft). Schnell und erfolgreich richtete man sich in der neuen Heimat ein, wahrscheinlich auf Lewis oder einer anderen der größeren Hebriden, der „Süder-Inseln“, wie die Nordleute sagten, weil der Kurs dahin von den Orkaden oder Shetland südwärts ging. Ketils Tochter Aud heiratete den größten der Kriegerhäuptlinge in den dortigen Küstengegenden, Olaf den Weißen, in dessen Adern Ynglingerblut floß, und ihr Sohn Thorstein eroberte in jungen Jahren sich eine Herrschaft im nördlichen Schottland. Er fiel später durch Hinterlist der eidbrüchigen Schotten.

Als Aud die Nachricht empfing, waren auch ihr Mann und ihr Vater gestorben, so meinte sie denn, daß ihr Stern in diesem Lande für immer niedergegangen sei, und beschloß den Brüdern nach Island nachzuziehen. Sie ließ im Walde an der Küste von Caithneß (Katanes, Nordschottland) heimlich — denn der Feind durchstreifte das Land — ein großes Lastschiff zimmern und stach

---

[1] Ketils Handel mit König Harald wird in anderen Quellen anders und vielleicht richtiger dargestellt als in der hier wiedergegebenen Fassung der Saga von den Leuten im Lachswassertal (Thule Bd. 6), die aber jedenfalls mehr typische Wahrheit enthält.

mit diesem glücklich in See, zahlreiches Gefolge und große Reichtümer (die materia munificentiae des Tacitus) mitführend. So rettete die starke, herrschende Frau sich und die überlebenden Ihren vor sicherem Untergang.

Auf den Orkaden und den Faaröer finden die Ausziehenden ehrenvolle Aufnahme in den reichsten Häusern, und Aud verheiratet dort zwei ihrer Enkelinnen, die eine in die Familie der Orkadenjarle, die andere in die der Gataleute, der mächtigsten Sippe auf den Faaröer. Glücklich — wenn auch mit Verlust des Schiffes, das seinen Dienst getan hatte — in Island gelandet, besucht sie mit zwanzig Mann Gefolge ihren Bruder Helgi. Der lädt sie zu Gaste mit zehn Begleitern; seine dortigen Mittel erlaubten ihm vielleicht keine weitergehende Gastfreundschaft, wenn er vorsichtig rechnete; aber Aud bekennt ihm zornig ihre Enttäuschung und sucht Björn auf, der als der „größere" von beiden sie denn auch ehrenvoll empfängt und mit allen ihren Leuten für den Winter aufnimmt. So ist vorläufig für Mannschaft und Kinder gesorgt.

Im Frühling leitet dann Aud die Landnahme im noch herrenlosen Gebiet des Lachswassers (Westisland). Weit herum werden Küsten und Flußtäler in Besitz genommen, was durch Umfahren mit dem Feuerbrand, zur Verscheuchung der schädlichen Wichte, zu geschehen pflegte. Das Gehöft ersteht in einem Tal („Hwamm") am inneren Fjordende, dort, wo die Hochsitzpfeiler angetrieben sind; man warf diese aus der alten Heimat mitgebrachten, als Thorbildnis ausgeschnitzten Pietätsstücke beim Ansteuern des Neulandes ins Meer, um ein Orakel zu erhalten. Das entferntere Land verteilt die Landnehmerin an ihre Getreuen, freie Diener und Knechte — Kriegsgefangene hoher Abkunft —, denen sie die Freiheit schenkt. Sie sorgt für alles im Hause und in der Familie und regiert das Ganze kraftvoll und stattlich bis in ihre letzten Greisinnentage.

Ihre letzte Handlung ist die Einsetzung ihres jüngsten Enkels, Olaf, in das Erbe und seine Verheiratung. Bei der Hochzeit sind Verwandte und Freunde vollzählig anwesend und füllen die große, mit ornamentierten Wandbehängen und Holzskulptur reich geschmückte Halle zu Hwamm. Die Greisin erscheint später als die anderen, aber aufrecht schreitet sie, dem Gefolge voran, zum Hochsitz. Als alle sitzen und das Mahl beginnt, spricht Aud zur Versammlung, sie ruft ihre Brüder und alle anderen, die ihr nahestehen, als Zeugen an und überträgt den Hof mit der ganzen Aus-

stattung, die man vor sich sehe, dem Olaf zu Eigen und Waltung. Dann sorgt sie noch dafür, daß jeder sein Recht bekommt, und zieht sich in die Kammer zurück, in der sie ihren täglichen langen Greisenschlaf hält, von niemand gestört, da alle ihr Verbot achten und ihren noch jugendlichen Zorn fürchten. Aber am nächsten Morgen spät betritt der Enkel selbständig das Gemach. Da sitzt Aud aufrecht in den Kissen und ist tot. Das Hochzeitsmahl wird gleichzeitig Erbmahl. An seinem letzten Tage bestattet man die Tote feierlich nach Vätersitte im hohen Hügel, ihrer fortdauernden Anwesenheit auf dem eigenen Boden gewiß.

Diese Aud blieb lange berühmt, nicht bloß bei ihren Nachkommen, den Lachswasserleuten. Sie war eine Ausnahmeerscheinung, aber nur in den Maßen, nicht im Wesen: Frauen ihrer Art, in denen sich das Herrschende und das Fürsorgende der Mutter in solcher Weise lebengestaltend verband, hat es unzählige gegeben seit ältesten Zeiten und solange die alten Zustände dauerten. Man kennt die germanischen Frauen in der Regel nur aus den antiken Quellen, die sie meist so schildern, wie sie den Römern im Kriege bekannt wurden, die Männer antreibend und den freiwilligen Tod der Knechtschaft vorziehend, während Tacitus allerdings auch ihre ehelichen Tugenden hervorhebt, die germanische Keuschheit, die in der Tat dem südländischen Städter auffallen mußte. Die heimischen Quellen bestätigen diese von außen aufgenommenen Bilder im allgemeinen, aber sie ergänzen sie auch, so daß letzthin Berichtigung herauskommt. Das altnordische junge Mädchen ist wirklich, um des Römers Ausdruck zu gebrauchen, von „Keuschheit umhegt". Die altnordische Frau teilt des Mannes Schicksal, manchmal heldenhaft, wie die treue Gattin des geächteten Gisli, die ebenfalls Aud hieß; sie empfindet seine Ehre sogar in der Regel heftiger als er selbst, ist Anfacherin seines Ehrgeizes wie Lady Macbeth, besonders aber Antreiberin zur Rache, worüber es viele höchst eindrucksvolle Geschichten gibt. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß es sogar weibliche Krieger gegeben hat, „Schildmädchen" (skiǫldmeyjar), wie sie im Norden heißen. Aber das waren Ausnahmen, wenn auch nicht so seltene und versteckte wie in neuerer Zeit. Davon abgesehen, führt die Germanin seit ältester Zeit die Waffe nur im Notfall; was sonst ihrer Hand ziemt, sind lediglich Spindel und Webstuhl und sonstiges Frauengerät. Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern — die z. B. beim Jägervolk der Finnen zu Tacitus' Zeit noch nicht

bestand — ist von Anfang an durchgeführt. Das drückte aber die Frau nicht tiefer unter den Mann herab, als es die Natur der Dinge mit sich bringt, und es nahm ihr nicht die Möglichkeit, den Mann weitgehend zu vertreten und ihn zu leiten.

Was die Art der Eheschließung betrifft, so besagt eine verbreitete Lehre, daß ursprünglich bei den Germanen, und schon vorher bei den Indogermanen, die „Kaufehe" bestanden habe. Der Freier kaufte die Braut; der Preis, den er für sie — oder für das über sie ausgeübte Herrschaftsrecht, das der Vater ihm übertrug — zahlte, ist das sogenannte „Wittum". Dies mutet recht unmenschlich an und ist wohl auch immer so gemeint, daß sich darin die niedere Kulturstufe ausdrücke, auf der das Weib noch bloße Sache war, ohne Persönlichkeitswert. Jedoch berechtigen die Quellen zu dieser Auffassung keineswegs. Der Ausdruck „die Braut kaufen" beruht nicht auf der Anschauung, daß die Braut eine Ware sei. Das Wort „kaufen" hatte germanisch einen weiteren Sinn als heute bei uns. Es bezeichnete jede Abmachung über Leistung und Gegenleistung, ohne daß ein greifbares Objekt, verschieden von jedem der Vertragschließenden, dabei gemeint zu sein brauchte. Nun sagt Tacitus, die Mitgift bringe nicht die Braut dem Bräutigam, sondern umgekehrt dieser der Braut. Offenbar ist mit dieser umgekehrten Mitgift das gemeint, was altnordisch mundr heißt, eine Gabe, die der Freier der Braut gibt zu ihrer Erlangung (til hennar). Einer anglischen Königstochter wurden in gleichem Sinne vom Warnenkönig Ermengisel im Namen von dessen Sohn Geschenke gemacht. Die Geschenke, durch welche die Braut erworben wird, gehen also an diese selbst, nicht an ihren Vater oder „Mundwalt". Jedoch erfahren wir, daß Ermenfried von Thüringen, der die Nichte Theoderichs heiraten wollte, dem Könige, nicht der Prinzessin das als „Kaufpreis" ausgemachte Schimmelgespann sandte. Dies scheint ein Widerspruch zu sein, ist aber keiner. Die Schimmel waren die Hochzeitsrosse, sie sollten den Wagen der Braut ziehen und waren also für diese bestimmt. Wenn sie trotzdem an den König geschickt werden, so geschieht es, weil dieser die Hochzeit ausrichtet. Auch die Rinder, das gezäumte Pferd und die Waffen, von denen Tacitus berichtet, scheinen für den Hochzeitszug bestimmt zu sein, und ihre Empfängerin ist die Braut unmittelbar, wenn auch Eltern und Sippe ebenfalls dabei mitzureden haben. Es kann also nicht davon die Rede sein, daß der germanische Vater seine Töchter an die Schwiegersöhne verhandelt

habe. Dies ist ein Zerrbild, wodurch der Abstand zwischen dem Einst und dem heute wahrheitswidrig vergrößert wird. Auch die Mitgift fehlte in germanischer Zeit nicht. Tacitus erwähnt sie, und auch die einheimischen Quellen kennen sie; altnordisch heißt sie heimanfylgja („was von Hause mitgeht“). Die Mitgift blieb Eigentum der Frau, was aber nur für den Scheidungsfall Bedeutung gewann. Das für die alte Zeit Bezeichnende ist aber der mundr. Er bedeutet, daß der Freier etwas opfern muß, um die Braut zu besitzen, und indem sie selbst Empfängerin ist, erscheint sie als selbständige Persönlichkeit innerhalb ihrer Sippe. Auch die Form der Eheschließung in den mittelalterlichen Epen, wo Braut und Bräutigam im Ring der Zeugen ihre Erklärungen abgeben, eine Formalität, die man nicht ohne Grund neuerdings für altgermanisch erklärt hat, scheint dasselbe zu lehren, ebenso altnordische dichterische Überlieferungen von der Wahl des Gatten durch das Mädchen (Sigrun).

Das Gewöhnliche, von der Sitte Geheischte war allerdings die Werbung beim Vater der Braut. Das ist natürlich und bedeutet keine Entmündigung des Mädchens, um so weniger, als dieses gefragt zu werden pflegte, ehe die Entscheidung fiel. Die Antwort ist in den Sagas gewöhnlich diese: Mir liegt am Heiraten nichts, aber da ihr den Freier rühmt, will ich euch zu Willen sein. Eine Annäherung der beiden zunächst Beteiligten ging also im Normalfalle der Werbung nicht voran; sie hätte die Aussichten des Freiers beim Brautvater verschlechtert, und hierin drückt sich allerdings die Gewalt der Familie über die Töchter aus, aber diese neigten eben durchschnittlich gar nicht dazu, aus der Familie auch nur innerlich herauszutreten, so daß sie deren Gewalt empfunden hätten, die Einhelligkeit der Sippe war das Gewöhnliche und Natürliche, und sie empfing ihre Richtung nicht immer von der älteren Generation, auch die Tochter konnte mit ihrem Willen, namentlich mit ihrem „Nein“ bestimmend werden. Wo die Einhelligkeit fehlte, da entstand offener Konflikt, denn sie pflegte nicht auf willenlosem Sichfügen zu beruhen. So enthält schon die älteste Geschichte der Germanen einen berühmten Fall von Tochterempörung gegen die Sippe: Thusnelda, die gegen ihren Willen vom Vater verlobt worden ist, läßt sich durch Arminius entführen. Die wahrscheinlich älteste germanische Heldendichtung, die wir haben, erzählt von Hilde, der Tochter des Holmrugierfürsten Hagen, daß sie selbstherrlich dem Glammenkönige Hedin

als Frau folgte und dem Zorn des Vaters trotzte. Nach der nordischen Dichtung war Sigrun, die Tochter ebenfalls eines Hagen, unlustig dem Hödbrodd verlobt worden, den sie gering schätzte; sie begab sich zu dem berühmten Wikingführer Helgi, der sie retten konnte und den sie liebte, und wurde seine treue Gattin. Über die Beweggründe dieser Empörerinnen sagen uns auch die Dichtungen wenig oder nichts; sie haben ihren Schwerpunkt in dem Schicksal der Heldinnen, nachdem diese ihre Wahl getroffen, das Zustandekommen dieser, also die Liebe in ihrem Entstehen und mit ihren Wünschen, war kein Gegenstand des Interesses oder der Dichtung, bis im Hochmittelalter keltisch-französischer Einfluß diese ganze Gefühlssphäre modern gemacht hat, was sie bis heute ist.

Man sieht aus alledem, daß es eine unbedingt herrschende oder unbedingt zum Herrschen berechtigte väterliche Gewalt bei den Germanen nicht gegeben hat. Die Rücksicht auf die weiblichen Angehörigen war mitbedingt durch die alte Ritterlichkeit, die es dem Manne verbot, gegenüber offenkundig Schwächeren und daher Ungefährlichen sein volles Gewicht einzusetzen. Es hieß z. B. ein Neiding, wer ohne dringende Not Wehrlose tötete. Von dergleichen hielt den Mann auch die Achtung vor seiner Waffe ab, die zu schmecken dem ebenbürtigen Gegner vorbehalten blieb. Daher ging man gegen strafwürdige Frauen anders vor. Die Ehebrecherin, sagt Tacitus, ließ der Gatte mit abgeschnittenem Haar und nackt aus dem Hause peitschen, eine Strafe, die augenfällig die Verachtung ausdrückt. Zauberinnen und Hexen machte man unschädlich durch Steinigung oder durch Ertränken in Mooren, für welche Exekutionen die nordischen Quellen lebensvolle Beispiele liefern.

Allgemein üblich war, wie bei allen alten Völkern, das Töten oder Aussetzen neugeborener Kinder, die man aus irgendeinem Grunde, z. B. weil sie zu schwach zu sein schienen, nicht aufziehen wollte. Das Aussetzen, d. h. das Hinaustragen in Wald oder Einöde (altnordisch barna útburðr), war zwar das umständlichere, aber doch das gewöhnliche Verfahren, weil niemand sich an den wehrlosen Kleinen vergreifen mochte, und auch weil man ihnen eine Möglichkeit des Weiterlebens lassen wollte. Man nahm aber die Sache so wenig gefühlvoll, daß christliche Generationen sich schwer damit abgefunden haben. In einer Saga heißt es z. B., daß der Bauer beim Antritt einer längeren Reise seiner zu Hause bleibenden Frau, die guter Hoffnung war, auftrug, ein Mädchen,

das sie etwa zur Welt bringen würde, sogleich aussetzen zu lassen. Mädchen, auch gesunde, waren oft nicht erwünscht; von Knaben dagegen konnte man nicht leicht genug bekommen, denn sie vermehrten die waffenfähige Mannschaft, die für das adelbäuerliche Gemeinwesen eine ganz ähnliche Bedeutung hatte wie für den Staat der Neuzeit das stehende Heer, sie war das wichtigste Organ im Kampf ums Dasein. Dieses Organ stärkte man mit allen Mitteln, sobald man es einmal in nennenswertem Grade besaß, und dazu konnte auch gehören, daß das Heranwachsen einer Überzahl von weiblichen Familiengliedern verhütet wurde. Homer sagt von einem Krieger, der nicht ganz so war, wie ein Krieger sein soll, er sei allein unter fünf Schwestern aufgewachsen. Diese und andere Gesichtspunkte der Kinderaussetzung waren selbstverständlich und wurden ohne viel Aufhebens zur Anwendung gebracht. Daher wird die Prozedur niemals um ihrer selbst willen berichtet, sondern nur dann erwähnt, wenn sich etwas Erzählenswertes an sie angeschlossen hatte, meistens dies, daß das Kind gegen Erwarten weiterlebte und etwas Bedeutendes aus ihm wurde.

In der eben angeführten Saga geht es so weiter: Das Mädchen, das geboren wurde, war so außerordentlich schön, daß die Mutter sich nicht entschließen konnte, das Geheiß ihres Mannes zu erfüllen, sondern dem Schafhirten — dem gewöhnlichen Vollstrecker, da sein Dienst ihn weit ins herrenlose Gebiet führte — unter vier Augen den Auftrag gab, das Kind ihrer Schwägerin in Hjardarholt zu bringen zur heimlichen Aufziehung. Dort wird es Jahre danach dem Vater gezeigt, und die Berechnung der Frauen erfüllt sich, er nimmt das schöne Mädchen, in dem er sein eigen Blut erkennt, als Tochter an. Es galt später als die schönste Frau auf Island und wurde auch berühmt durch den Streit der Skalden Gunnlaug und Hrafn um dieser Helga willen.[1]

Liudger, der erste Bischof von Münster, war der Sohn des Thiadgrim und der Liafburg, vornehmer Friesen aus Geschlechtern, die sich mit dem König Radbod überworfen hatten, weil dieser die Freiheit der Adelbauern antastete (das lag seit der Gründung des Frankenreiches in der Luft). Von Liafburg, der begnadeten Mutter des Heiligen, erzählt der Biograph, im Hause

[1] Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge, der dies entnommen ist, gibt als Ganzes kein richtiges Zeitbild, da sie stark in mittelalterlichem Geist überarbeitet ist (verdeutscht durch Felix Niedner im 9. Bande der Sammlung „Thule“ („Vier Skaldengeschichten“), Diederichs, Jena 1914, S. 23ff.

ihrer Eltern, Nothrad und Adalburg, habe die heidnische Mutter des Hausherrn eine grausame Herrschaft ausgeübt. Sie war schon lange unwillig darüber, daß von Nothrads Kindern nur Töchter lebten, und als nun Liafburg geboren wurde, da ließ sie das Kind nehmen, damit es in einer Kufe ertränkt würde. Nach der Sitte der Heiden durfte ein zu tötendes Kind weder Muttermilch noch andere Nahrung zu sich genommen haben, was die eben vorgeführte isländische Überlieferung bestätigt.[1] Obgleich also die kleine Liafburg noch nichts genossen hatte, sträubte sie sich aufs heftigste gegen das Ertränktwerden, packte den Rand der Kufe und schrie, so daß der Knecht in Verlegenheit geriet. Das Geschrei hörte eine vorübergehende Nachbarin, eilte herbei, entriß dem Sklaven sein Opfer, lief mit diesem in das Innerste ihres Hauses und verabreichte ihm dort etwas Honig. Als die Verfolger erschienen, konnte die Frau darauf verweisen, daß die Kleine sich noch die Lippen ableckte, und so war deren Leben gerettet. Solange die Großmutter lebte, blieb das Kind im Nachbarhause verborgen, genährt durch Milch, die ihm aus dem spitzen Ende eines Hornes eingeflößt wurde (so sahen die alten Säuglingsflaschen aus). Dann nahm die Mutter es zu sich.

Diese Geschichte spielt um 720 in den dortigen Niederlanden. Daß es die Mutter des Hausherren ist, die über den Nachwuchs waltet, und nicht dieser selbst, braucht nicht daraus erklärt zu werden, daß die jüngere Generation vielleicht unter christlichem Einfluß gestanden hat. Auch in rein heidnischer Umwelt konnten die Dinge sich ebenso gestalten. Aussetzungen stritten notwendig immer gegen den Mutterinstinkt, der allerdings von Natur verschieden stark ist und in heidnischer Zeit noch nicht durch den Marienkult verklärt und gestärkt wurde, und wenn die Frau dem Manne viel war, so sympathisierte er mehr oder weniger mit ihren Wünschen, obgleich solche Sympathie der Ehegatten vielleicht noch kein Ideal darstellte wie später unter dem Christentum. Auch war für den wohlhabenden Bauer das Schicksal seiner kleinen Kinder, zumal der Mädchen, etwas so Unwichtiges, daß es ihm immer nahelag, ihre Angelegenheiten andern zu überlassen. Erst wenn die Kinder verheißungsvolle Anlagen zu zeigen schienen, wurden sie interessant. Vor ererbten Tüchtigkeiten hatte man größte Achtung; der Tüchtige, der Held war im Grunde die

[1] Dort wehrt die Mutter die Frauen ab, die ihr das Neugeborene bringen wollen.

höchste Angelegenheit, und auch Gegnerschaft trübte den Blick dafür nicht, aber daß der Mensch schlechthin oder die menschliche Seele als solche einen Wert habe — einen unendlichen Wert mißt ihr ja das Christentum bei —, davon ließ man sich nichts träumen. Die alte Humanität sah scharf ihre Leute an. Und doch verdient sie ihren Namen, denn das „Menschliche" im wahren Sinne ist das, was den Menschen auszeichnet, nicht alles, was ihm von Natur eignet, nicht das „Allzumenschliche".

Was die herrschende Gesellschaftsschicht meinte und tat, das war selbstverständliche Norm auch in den Augen derer, die ihr nicht angehörten: der Freien ohne Odelbesitz und der Knechte oder Unfreien.

Die Bezeichnungen für die germanischen Stände, die wir in den Quellen antreffen, gehen bunt und wirr durcheinander. Die Germanen selbst benannten den gleichen Stand verschieden, die zusammenfassenden Ausdrücke spielten aber in ihrem Leben nur eine geringe Rolle und kommen daher auch in den germanischen Quellen selten vor (abgesehen von der typischen Rolle der Knechte in den altnordischen Erzählungen). Um so mehr interessieren sich die Lateiner, Verfasser von Gesetzbüchern und Annalen, für die Standesteilung, aber sie benennen die Stände entweder rein lateinisch, also mit Übersetzungen, deren Deutung mangels einer klaren und einheitlichen germanischen Bezeichnungsweise manchen Zweifeln unterworfen ist (vielumstritten ist z. B. der Ausdruck nobilis), oder mit latinisierten germanischen Wörtern, die leider auch nicht immer durchsichtig sind (sehr unklar ist z. B. lidi, liti). Unter diesen Umständen ist ein Bild der alten Ständeverhältnisse nur auf einem Umwege zu erreichen; es kann sich erst ergeben aus einem Gesamtbild der alten Zustände. Man glaube nicht, daß dies ein großer Schade sei! Im Gegenteil bedeutet das Fehlen einer festen Ständenomenklatur eine Sicherung gegen die falsche Vorstellung eines schematischen Rangstufensystems mit feststehenden und zur Schau getragenen Rangbezeichnungen, wie es Beamtenkörpern oder auch der Bevölkerung einer Residenz des 18. Jahrhunderts ansteht. Was man in germanischer Zeit „Stand" nennen kann, das ist nur der Ausdruck der Lebensverhältnisse des einzelnen und meist auch derjenigen seiner Vorfahren, von denen er dann die seinigen ererbt hat. Es handelt sich um naturhafte, natürlich erwachsene Zustände, die niemals irgendwie von oben her geregelt worden waren. Und diese Zustände waren nicht

stabil, sondern verschoben sich mannigfach, namentlich im Zusammenhang mit den Wanderungen. Der Adelbauer, der sein Vatererbe aufgab, um in der Fremde sich neu niederzulassen, konnte nicht sicher darauf rechnen, dort in der alten Weise und im alten Ansehen weiterzuleben; manchmal zwangen ihn die Umstände, der Hintersasse eines Mächtigeren zu werden. Umgekehrt konnte ein Mann ohne Grundbesitz sich solchen erkämpfen und eine Adelbauernsippe begründen. Wer einem Sieger sich beugen mußte, wurde dessen Statthalter, Pächter oder gar Knecht. Umgekehrt hören wir schon bei Tacitus und später in den nordischen Quellen von Freigelassenen, die zuweilen sogar durch die Gunst eines Mächtigen zu bedeutender Höhe aufsteigen. Man darf diesen Verschiebungen keinen zu breiten Raum geben in den Vorstellungen, die man sich macht, wie es auch immer im Auge zu behalten ist, daß die Wanderungen Ausnahmeerscheinungen waren trotz ihrer Häufigkeit im Ganzen. Und wenn es auch den Begriff „Rang" nicht gab, so waren doch der Stolz der alten Geschlechter und die Geringschätzung der Sklaven als solcher gewichtige Tatsachen.

Es ist hier der Ort, kurz der vielberufenen Berichte des Cäsar und des Tacitus zu gedenken, wonach die Germanen ihre Felder gemeinschaftlich und mit jährlichem Wechsel bewirtschafteten. Wäre dies wörtlich zu verstehen, so hätte es um den Beginn unserer Zeitrechnung bei den Germanen noch keinen Privat- oder Familienbesitz am Boden, also noch keine Adelbauern gegeben. Diese Folgerung ist jedoch ausgeschlossen, unter anderem dadurch, daß Tacitus sehr deutlich von den Adelbauern redet als der eigentlich tragenden Schicht der germanischen Völkerschaften.[1] Es geht denn auch aus seiner Ausdrucksweise und ebenso aus dem Zusammenhange bei Cäsar hervor, daß das Verfahren bei einer gemeinsamen L a n d n a h m e gemeint ist, einem Vorgang, den jedes Vorrücken der Germanen mit sich führte, der infolgedessen den Römern gut bekannt geworden war, von dem aber auch germanische Quellen berichten, so die angelsächsischen Annalen zum

[1] Derselbe Fall liegt vor, wie Tacitus von den Sklaven spricht: nach der Hauptstelle (Kapitel 25) müßte man annehmen, es habe gar keine Haussklaven gegeben, anderswo aber werden solche ganz offenbar vorausgesetzt; die Hauptstelle darf also auch hier nicht gepreßt werden. — Cäsar sieht, wie schon Müllenhoff erkannte, die Sache allzu „bürokratisch" an, wenn er die „Behörden" es verbieten läßt, daß die einzelne Sippe länger als ein Jahr an einer Stelle wirtschaftet, und dafür volkspädagogische Gründe maßgebend sein läßt.

Jahre 876, wo der Landnahme der Dänen in Nordhumberland gedacht wird und es heißt, der Anführer habe das Land verteilt und man habe angefangen zu pflügen und zu ernten.[1] Man nahm dann zuerst einen kleinen Teil des einem zugefallenen Landes unter den Pflug, das so reichlich war, daß man jahrelang jedes Jahr neue Felder bewirtschaften konnte, ein Wechsel, der später — und vielleicht auch damals schon anderswo — durch Düngung und durch Brache und Fruchtfolge auf den bleibenden Äckern ersetzt wurde. Dieser jährliche Wechsel war aber eine Eigentümlichkeit der extensiven germanischen Landwirtschaft überhaupt und wurde also auch dort geübt, wo der Bauer auf uraltem Väterboden saß, und im Neulande von solchen, die sich auf eigene Hand niedergelassen hatten. Die Ackerwirtschaft war ja Nebensache. Hauptnahrungsquelle war die Viehzucht, und hauptsächlich dazu legte man seine Hand auf so weite Flächen, daß Rinder, Schafe und Rosse frei darauf gehen konnten. Von der Bedeutung der germanischen Rinderzucht um Christi Geburt zeugt die Nachricht, daß die römische Behörde den unterworfenen Friesen am Niederrhein einen Tribut in Ochsenhäuten auferlegt hatte, dessen quälerische Einziehung einen siegreichen Aufstand der Marschenbauern zur Folge hatte.[2] Die Rinderfreude des Germanen spiegelt sich in der Mythologie, wenn der Riese Thrym mit Wohlgefallen seine goldgehörnten Kühe an seinem Hofzaun weiden sieht. Das Rind, allerdings auch der jagdbare Auerochs, lieferte das Horn, das weitverbreitete germanische Trinkgefäß, das auch in christlicher Zeit noch eine bedeutende Rolle gespielt hat, so in der norwegischen Königshalle, wo man die Hörner über die Feuer der Mitteltenne den Gästen zureichte (von denen jeder seinen Einzeltisch vor sich hatte, wie schon Tacitus das schildert). Die Pferdeweide erscheint im altsächsischen Heliand: da sind die Hirten in der Christnacht, denen der Engel sich zeigt „Rosseknechte" (ehuskalkos).[3]

„Schalk" war die Bezeichnung des jungen (noch nicht voll erwachsenen) unfreien Knechtes, und die abschätzige Bedeutung, die das Wort später im Deutschen zeigt, beruht hierauf, denn den

---

[1] Two of the Saxon Chronicles parallel, a revised text by Charles Plummer & John Earle, Oxford 1892, At the Clarendon Press, I. Band, S. 74.
[2] Tacitus Annalen 4, 72 f.
[3] Man vgl. Otto Lauffer, Die Pferdeknechte im Heliand und der volkskundliche Gebrauch der Nachtweide, in der Zeitschrift „Wörter und Sachen", Band XII, 1929, S. 289—302.

Sklaven traute man wenig Gutes zu. Sie hießen niederdeutsch laton, d. h. „die Trägen oder Langsamen“, und im altisländischen Ständegedicht (Rīgsthula) wird ihre Schwerfälligkeit und ihre auch auf den Bildern des deutschen Rechtsbuches „Sachsenspiegel“ hervortretende Häßlichkeit geschildert, wozu die „schwarze Haut“ gehört, was man im Norden eine „Helhaut“ nannte, weil die Unterweltsgöttin Hel ein solches dunkelfahles Äußere hatte. Der Ausdruck sollte herstammen von dem Könige Hjör von Rogaland (Norwegen, 9. Jahrhundert). Diesem hatte seine fremdrassige (tschudische, also finnische) Geliebte in seiner Abwesenheit auf Wikingfahrt Zwillinge geboren, die „sehr schwarz“ aussahen und Geirmund und Hamund genannt wurden. Gleichzeitig hatte eine der unfreien Mägde im Königsgehöft einen Sohn zur Welt gebracht namens Leif, der war „weiß“, d. h. er hatte das in guten Familien sonst selbstverständliche germanische Aussehen. Deswegen tauschte die Königsfrau die Kinder mit der Magd und zeigte dem heimkehrenden Herrn den kleinen Leif als seinen Sohn. Der gefiel aber dem Hjör gar nicht, denn er hatte kleiner Leute Art. Des Vaters Blick sah also durch die weiße Haut hindurch auf tiefer liegende Rasseeigenschaften; die Berechnung der Frau war fehlgegangen. Als die Kinder dreijährig waren, kam der Skalde Bragi in das Königshaus, und er erkannte, da die Kleinen vor ihm spielten, sogleich die echten Königssöhne und die schlechte Art des weißhäutigen Knaben, den weiter aufzuziehen er widerriet. Da enthüllte die Frau dem Könige alles und führte ihm Geirmund und Hamund zu. Solche Helhäute habe er noch nie gesehen, sagte der König. Davon bekamen beide den Beinamen „Helhaut“.

Man sieht aus dieser nachdenklichen Anekdote unter anderem, daß die Knechte im alten Norwegen nicht immer fremdrassig waren. Das ist ganz natürlich, denn die Knechte waren Kriegsgefangene oder stammten von solchen ab. Oft waren sie fremdrassig, wie die an der Küste des Weißen Meeres geraubte Konkubine Hjörs, die sich ihrer Häßlichkeit schämte und diese nicht in ihren Söhnen fortleben sehen wollte. Es war wohl meist Finnen- oder Lappenblut, was in den „schwarzen“ Knechten des alten Nordens lebte; später kam das der dunklen Urbevölkerung des keltischen Westens hinzu. Auch im Gebiete des späteren Deutschland hat man solche „Schwarzen“ gehabt: es waren die älteren Bewohner unbekannter Herkunft und Zugehörigkeit, die schon den Kelten ihre Sklaven geliefert hatten. Zwischen Knechten und

„Freien" bestand zwar nicht, was man mit dem römischen Begriff Connubium benennt, d.h. der Bauernsohn heiratete keine unfreie Magd, und die Bauerntochter wurde keinem Sklaven gegeben, ebenso wie es undenkbar war, daß ein Knecht zwischen den Gästen auf der Bank saß oder daß er Buße forderte für einen erschlagenen Sohn oder Bruder (für getötete Sklaven gab es nur Schadenersatz, wie für getötetes Vieh, und der stand dem Besitzer zu, nicht den Verwandten). Aber wie dies nicht hinderte, daß man die Knechte im allgemeinen gut stellte und ihnen gegebenenfalls reichlich lohnte,[1] so wurde die Verpöntheit der Ehen in einem gewissen Umfange wettgemacht durch die Sklavinnen, welche mächtige Herren sich als Nebenfrauen hielten. Eine solche Nebenfrau war die Mutter der rogaländischen „Helhäute", die beide auf Island angesehene Geschlechter begründeten; Geirmund soll der reichste aller dortigen Ansiedler gewesen sein. Bezeichnend ist aber, daß die Nachkommen sich offenbar der Abstammung von einer unfreien Ahnfrau geschämt haben; man suchte diesen Makel auszugleichen, indem man sie zur Königstochter machte und ihr einen vornehm klingenden (angelsächsischen) Namen beilegte.

In ähnlichem Sinne lehrreich ist die Geschichte des Höskuld, eines Urenkels der dem Leser schon bekannten großen Landnehmerin Aud. Die norwegische Reise, die dieser nach der isländischen Sitte in jungen Jahren, doch als verheirateter Mann unternahm, führte ihn auf den großen Markt, der damals (10. Jahrh.) alle drei Jahre auf einer Insel an der Mündung der Götaelf abgehalten wurde, und wo Beutestücke aus allen Richtungen der Windrose zum Verkauf standen, darunter Kriegsgefangene beiderlei Ge-

---

[1] Bezeichnend für diesen Sachverhalt ist eine Episode des altisländischen Landnehmerbuches (der Landnámabók) von einem Sklaven des erwähnten Geirmund „Höllenhaut": Schiffbrüchige landen bei schwerem Unwetter am Vorgebirge Sygnakleif, und jener Sklave, Atli, der in des Herrn Auftrage für diesen ein Gehöft verwaltet, nimmt die Verunglückten bei sich auf und bewirtet sie freigebig den Winter hindurch, ausdrücklich auf Belohnung verzichtend und erklärend, dem Geirmund mangele es an nichts. Von diesem zur Rede gestellt, erklärt er, solange Island bewohnt sei, werde es berühmt bleiben, wie reich und großmütig der gewesen sei, dessen *Sklave* ohne Erlaubnis solche Freigebigkeit übte, ohne ausdrücklich dazu ermächtigt zu sein. Geirmund antwortete: „Zum Lohn für dieses dein Verhalten schenke ich dir die Freiheit und außerdem das Gehöft, das du verwaltest." (Landnámabók, København 1900, S. 47). Siehe Andreas Heuslers schönes Buch „Germanentum, vom Lebens- und Formgefühl der alten Germanen" (Carl Winters Verlag, Heidelberg 1934), S. 32 und 72.

schlechts. Von einem Manne in „russischem“ Hut, also einem warägischen Händler, kaufte der unternehmende Isländer zu hohem Preise eine schöne und durch ihr vornehmes, stummes Wesen anziehende Sklavin und machte sie zu seiner Geliebten. Nach Island zurückgekehrt, behielt er sie zunächst als Magd auf dem Hofe, aber seine Frau, welcher das Verhältnis nicht verborgen bleiben konnte, stellte sich der Fremden natürlich sehr steil gegenüber, und obgleich der Bauer die Beziehungen zu dieser jetzt löste und daher mit gutem Gewissen gegenüber seiner Frau für sie eintreten konnte und eintrat, mußte sie nach einigen Jahren doch aus dem Hause. Die fremde Magd schenkte nämlich gegen Ende des Winters einem Knaben das Leben, der durch Schönheit und Hoffnungen erweckendes Wesen aller Aufmerksamkeit erregte. Höskuld, dem man das Kind brachte, gab ihm nach dem jüngst verstorbenen Oheim (dem schon erwähnten Erben der Aud) den Namen Olaf. Zwar hatte auch die Bäuerin Söhne am Leben, die keineswegs des Hauses unwürdig zu sein schienen, trotzdem hob das glückhafte Ereignis Ansehen und Selbstgefühl der Fremden bedeutend. Erst jetzt, erzählte man später, begann sie zu sprechen, und zwar überraschte der Bauer sie eines schönen Morgens im Gespräch mit ihrem Söhnchen. Nun erfuhr er ihre Herkunft: sie war eine Tochter des Irenkönigs Myrkjartan, von Wikingern an der irischen Küste geraubt, und hieß Melkorka. Die Bäuerin wollte von dieser Neuigkeit nichts wissen, aber sie glaubte im stillen doch daran, und bald ließ sie ihren Gefühlen gegen die Nebenbuhlerin derart die Zügel schießen, daß diese auch gegen sie aufflammte und Höskuld um des häuslichen Friedens willen Melkorka fortschickte nach einem Hof im Lachswassertal, den er für sie einrichten ließ, und wo sie nun ihren Sohn aufzog. Es war das Gewöhnliche, daß diejenigen Großbauern, die sich Nebenfrauen hielten — oft waren das wie in diesem Falle *frühere* Geliebte —, sie irgendwo abseits auf ihren Ländereien sitzen hatten. Eine Nebenfrau hieß „Elle“ oder „Kebse“.[1]

---

[1] Elle (mittelhochdeutsch) ist älteres *ella*, altnordisches *elja* und bedeutet ursprünglich einfach „die andere“ (lateinisch *alia*). Auch die Nebenfrau kann ihrerseits die Ehegattin mit diesem Ausdruck bezeichnen, was z. B. in der Njálssaga vorkommt; vgl. Wolfgang Krause, Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1926, S. 150, Note 2 (zu dieser Arbeit s. Deutsche Literaturzeitung 1927, Sp. 1303—1306). „Kebse“ gehört zu altnordisch kefsir, „Knecht“ und bedeutet also eigentlich „Sklavin“.

Als Olaf, der Sohn der Melkorka, herangewachsen und ein glänzender junger Mann geworden ist, berühmt durch seine Fahrten und Erlebnisse im Auslande, wirbt er auf den Rat seines Vaters um Thorgerd, die stolze Tochter Egils von Borg, des weitbekannten Großgrundbesitzers, Kriegers und Skalden. Aber seine Werbung stößt auf Widerstand, zwar nicht beim Vater der gewünschten Braut, der Höskulds Stellung und Abkunft Rechnung trägt, wohl aber bei jener selbst. Diese erklärt gegenüber der Fürsprache Egils, er habe oft gesagt, daß er sie von seinen Kindern am meisten liebe, dazu stimme es aber nicht, wenn er sie an einen Magdsohn verheiraten wolle, möge dieser ein noch so schöner und bedeutender Mann sein. Als Olaf dieses Wort hinterbracht wird, nimmt er es keineswegs übel. Der Anstoß ist nun einmal da, und es würde Thorgerd schlecht anstehen, sähe sie von vornherein darüber hinweg. Olaf hat den Werbungsplan von Anfang an allzu verwegen gefunden und mit einem Korb gerechnet. Da aber alles getan werden muß, um das Begonnene womöglich doch noch glücklich zu Ende zu führen, weil sonst abschätziges Gerede der Leute die Folge sein würde, und da Olaf nicht gewohnt ist, sich zu ducken, so sucht er nunmehr in geziemender Form der nie gesehenen Thorgerd persönliche Bekanntschaft, spricht zu ihr von der Kühnheit, die er als Magdsohn habe, und erreicht durch den Eindruck seiner Persönlichkeit sehr schnell, daß die Stolze ihrem Vater die Entscheidung überläßt. So wird der Magdsohn der Eidam des berühmtesten Mannes im Lande und bekommt eine Frau, wie sie sich für ein großes und glänzendes Haus geziemt. Er lebt dann wie ein Fürst. In seiner neuen Halle zu Hjardarholt, die innen mit bemalten Holzreliefs aus der Göttersage geschmückt ist — so daß man sie schöner findet ohne die üblichen Wandbehänge als mit diesen —, trägt beim Verlobungsfeste der Tochter der Skalde Ulf, Uggis Sohn, das prächtigste Preisbild vor, das je außerhalb eines Fürstenhofes erklang.

Wie jenes altnorwegische Lebensbild, so zeigt uns auch dieses altisländische das Hineinwachsen der Kriegsgefangenen oder Sklavin und ihrer männlichen Nachkommenschaft in das alte Adelbauerngeschlecht — der König von Rogaland ist auch nur ein großer Adelbauer —, und gleichzeitig die Widerstände, die dabei auftreten, der Sklavin selbst gegenüber so stark, daß sie im Grunde ihr Leben lang eine Außenstehende, Heimatlose bleibt, aber auch dem Sohne gegenüber noch, der sie jedoch überwindet, wenn er

der Mann dazu ist; und noch in den Nachkommen wirken diese Widerstände, so daß die Magd zur Königstochter aus fernem Lande gemacht wird. Daneben kann die tiefe Kluft bemerkt werden, die das Verhältnis zur Nebenfrau von der Ehe scheidet: jenes entbehrt fast ganz der rechtlichen Formen und Sicherungen, die für diese so grundlegend sind, es beruht wesentlich auf Gefühlen — Liebe, Vertrauen, Pietät —, auf denen sich allerdings auch Sitte aufgebaut hat (es war Sitte, daß der Mann sorgte für die „Elle", der er einen Sohn verdankte). Der Ausdruck hierfür ist der dritte Name, der die Nebenfrau bezeichnet: „Friedel" (altnordisch frilla), d. h. „Geliebte". Endlich wird uns von neuem vor Augen geführt, in wie hohem Grade die Stellung der Frau — der Ehefrau wie der Nebenfrau — von der Nachkommenschaft abgehangen hat, die ihr beschieden war. Sie mußte tüchtige Söhne gebären. Dies vor allem war es, was das männliche Zeitalter von ihr verlangte und was sie selbst sich wünschte.

War es einer Magd zuweilen möglich, als Mutter eines Herrensohnes herauszukommen aus der Dienstbarkeit, so winkte den Knechten Entsprechendes nicht. Wiederum kann eine Geschichte aus Altisland zeigen, worauf ein Sklave gefaßt sein mußte, der seine Augen zur Tochter eines Bauern erhob. Der bekannte Jarl Hakon von Norwegen, der letzte, höchst kraftvolle heidnische Herrscher des Landes, hatte in seinem Dienst zwei Berserker, die ihm der Schwedenkönig geschenkt hatte. Berserker nannte man Leute von übermenschlich scheinender Kraft, welche, sobald sie gereizt wurden, als wilde Kampf- und Zerstörungswut sich auslebte; ähnliche Erscheinungen sind auch anderswo bekannt, z. B. das sogenannte Amoklaufen. Der Name Berserker (d. h. „Bärenhemd") erklärt sich ebenso wie die Bezeichnung úlfheðnar („Wolfspelze") aus Verkleidungen, die auch zu kultischen Zwecken vorgenommen wurden, und die schon auf der Bronzeplatte von Torslunda auf Öland dargestellt sind. Von den im 17. und 18. Jahrhundert in der Gegend von Tondern gefundenen berühmten Goldhörnern zeigt das längere in seinem drittobersten Ring ein Paar von bewaffneten Männern mit Tierköpfen.[1] — Man schätzte die Berserker namentlich als Helfer im Kampf, aber auch als leistungsfähige Arbeiter; zugleich waren sie natürlich gefürchtet. Und so leistete Jarl Hakon vielleicht nicht nur dem zu ehrenden Gast, sondern zugleich sich

[1] Vgl. Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, 1. Band, Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934.

selbst oder seinen Hausgenossen einen Dienst, als er die beiden schwedischen Wilden dem Isländer Vermund verehrte. Jedenfalls handelte letzterer durchaus im eigenen Interesse, als er die gefährlichen Werkzeuge weitergab an seinen Bruder Styr, mit dem er in Unfrieden lebte, und gegen den er sich ursprünglich hatte sichern wollen, als er das Jarlsgeschenk annahm. Der eine Berserker hatte nämlich sehr bald nach der Ankunft in Island von Vermund verlangt, er solle ihm eine gute Partie aus der Umgegend verschaffen. Styr, der ein großer Haudegen war, gefiel den beiden anfangs als Herr besser als sein Bruder. Bald aber sah man jenen Heiratslustigen ungebührlich oft und lange mit Styrs Tochter Asdis sprechen. Als der Bauer ihn deswegen zur Rede stellte, warb er sogleich bei ihm um das Mädchen. Er besitze zwar nichts, biete aber als Ersatz seine und seines Gefährten unbedingte Unterstützung an, davon werde Styr mehr Nutzen und Ehre haben, als wenn er den größten Bauern im Breitfjordlande zum Schwiegersohn gewinne. Styr antwortete ausweichend, er werde sich mit Freunden beraten. Er ritt hinüber nach Helgafell am Breitfjord zu seinem Nachbar, dem klugen und mächtigen Goden Snorri, und beide hatten eine Unterredung auf dem Gipfel des beim Gehöft gelegenen Berges, in dem nach dem Glauben der Leute die Vorfahren Snorris hausten und kraft der Sehergabe der Toten und Sterbenden den oben ungehört Ratschlagenden gute Gedanken eingaben. Von Helgafell heimgekehrt, eröffnete Styr seinem Sklaven, er werde ihm willfahren, falls er und sein Gefährte eine bestimmte Arbeit für ihn leisteten, nämlich über ein nahes Lavafeld einen Weg und davor einen Wall anlegten. Der Berserker, in seinem Kriegerstolz, fand dergleichen Beschäftigungen wenig passend, versprach aber die Ausführung. Während die Arbeit, die keinem anderen möglich gewesen wäre, gewaltig vor sich ging, wurde eine unterirdische Badestube angeheizt, die so eingerichtet war, daß man von oben Feuerung nachgeben konnte, und als die Berserker nach beendetem Werk bestaubt und schwitzend und in äußerster Abspannung — wie das Berserkerart war — heimkamen und gerne das Bad aufsuchten, da wurde es ihnen zu heiß drinnen, und sie suchten den Ausgang, fanden dabei aber einer nach dem anderen von Styrs Hand den Tod. In einer tiefen Kluft des Lavafeldes wurden ihre Körper unter Steinen verscharrt; die Stelle wird heute noch dem Islandbesucher gezeigt (sie heißt berserkialeiði). Asdis aber zog bald danach als Herrin auf Helgafell ein.

Sehen wir — wie unser Zusammenhang es erfordert — ab von dem guten Aufbau dieser Geschichte[1] und von ihrem vielsagenden Schluß, der ein Beispiel ist für das Durchblickenlassen der Sagakunst, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß der Erzähler keineswegs gegen die Berserker Partei nimmt, vielmehr sie deutlich in das Licht tragischen Heldentums rückt. Stärke und Mut adeln auch den Ungeschlachten. Das Auftreten des wortführenden Berserkers ist von männlicher Würde. Sein Selbstbewußtsein erscheint als voll begründet. So wird Mitgefühl erregt für das Schicksal dieser beiden, deren Bleibens nirgends ist, die keine Familie gründen können, da das Mädchen, das als Tochter des kampfgewaltigen Styr ihnen innerlich nahe steht und demgemäß wohlwill, dem um sie Freienden versagt wird, und die durch Hinterlist fallen. Besonders bezeichnend ist ein Auftritt, wo Asdis in ihrem schönsten Schmuck an den in der Lava Arbeitenden vorbeigeht und diese nach Sagaart in je einer skaldischen Strophe ihrem gespannten Interesse für die „gangschöne" Jungfrau Ausdruck geben. Der Bauer Styr andererseits handelt nicht aus Haß, sondern weil er nicht anders kann. Verheiratung seiner Tochter mit einem Sklaven ist gesellschaftlich ausgeschlossen, aber ebenso sicher weiß er, daß sein Nein zu einer Katastrophe führen muß und ihm daher nur die Wahl bleibt, über wen diese hereinbrechen soll, über sein Haus oder über die beiden Knechte. Diese tragisch-objektive Beleuchtung des ganzen Handels ist für die Sagas ganz allgemein charakteristisch. Sie gibt aber ohne Zweifel auch eine Probe der Beurteilung solcher Fälle im Leben und somit der Gefühle, die man gegenüber irgendwie hervorragenden Sklaven hatte. Es handelt sich hier wieder um die alte Humanität.

Es lag im Wesen der Dinge, daß solche Gefühle für das entscheidende Handeln niemals in Betracht kamen. Es half den Berserkern nichts, daß man Achtung und sogar Mitgefühl für sie hatte. Wohl aber nützte es einem Sklaven, wenn er, ohne aus seinem Stande herauszudrängen, zufrieden mit einer Magd als Lebensgefährtin, sich als Vorarbeiter bewährte oder sonst hervortat. Dann bekam er wohl, falls er zugleich als zuverlässig galt, Vertrauensposten und damit Vergünstigungen, die sich bis zur Freilassung steigern konnten. Geirmund Höllenhaut, der im nordwestlichen Island mehrere Höfe anlegte, ließ diese größtenteils durch lauter Sklaven bewirtschaften, und einer seiner unfreien Verwalter hatte

[1] Aus der Saga vom Goden Snorri, Thule Bd. 7.

zwölf Untergebene (der in der Fußnote zu S. 61 erwähnte Atli). Die Landnehmerin Aud schenkte mehreren ihrer Knechte die Freiheit und gab ihnen bedeutende Ländereien, dies sicherlich nicht ohne die Verpflichtung gewisser andauernder Leistungen: der Freigelassene wurde Hintersasse, nicht Adelbauer. Er unterschied sich aber von dem unfreien Verwalter dadurch, daß er über sein Gut frei verfügen, es verkaufen und verschenken konnte.

Wenn also die Knechte beiderlei Geschlechts zerfielen in Haussklaven und in solche, die selbständig wirtschafteten, so gilt Entsprechendes von den Freien ohne Odelbesitz, den „Karlen" (altnordisch karl, Mehrzahl karlar). Diese lebten teils im Hause ihres Brotherrn, teils auswärts, als dessen Verwalter oder Pächter, oder sie waren Boten oder Krieger und dann bald im Herrenhause, bald unterwegs.

In den Sagas wird uns oft vorgeführt, wie Bauer oder Bäuerin Gesinde dingen, besonders männliche Arbeiter, anhanglose Leute, die des Weges kommen zum Gehöft, desselben Weges, den auch fahrendes Volk zieht, Bettler, Wahrsagerinnen. Wir hören davon, daß ein solcher Arbeiter durch kräftiges Zugreifen sich in einigen Jahren ein kleines Vermögen erwirbt und nun seine Herren bittet, ihm auf ihrem Grund und Boden eine selbständige Wirtschaft einzuräumen; sie verkaufen ihm Land, Baustoffe, Vieh und Saatkorn, er glaubt, sein eigener Herr zu sein, aber bald gerät er so tief in Schulden bei jenen und anderen, daß er sein Häuschen aufgeben und von neuem bei einem alteingesessenen Bauern Unterschlupf suchen muß. Es war eben schwer für einen Mann ohne Familie, also ohne natürliche Helfer, als Landwirt auf eigene Hand durchzukommen. Glücklicher als dieser Asbjörn „Wandhammer" war ein gewisser Thorir, den man den „Hühner-Thorir" nannte, weil er, der als herumziehender Händler lebte, einmal im isländischen Nordlande durch die Hühner aufgefallen — wohl zum Spott geworden — war, die er zum Verkauf hatte. Dieser Mann, der Titelheld einer der kleineren Sagas,[1] brachte es zum Besitz eines wohlhäbigen Hofes mit Dienerschaft, und vielleicht hätte er zum Gründer eines Geschlechtes werden können, das von den Adelbauern nicht zu unterscheiden gewesen wäre, hätte er nicht bei unrühmlichen Händeln ein schlechtes Ende genommen. Er erscheint als Emporkömmling ohne die

[1] Thule Bd. 8. — Asbjörn: Thule Bd. 12, S. 59 ff.

für den echten Herren selbstverständlichen Eigenschaften; die Männer mit den guten Namen sehen mit Grund auf ihn herab.

Bekanntlich stammte das später so erlauchte Geschlecht der Karolinger ab von den „Hausmeiern" der merowingischen Könige. Der Hausmeier war der oberste der freien Diener am fränkischen Königshof, aber doch wie die anderen ein „Karl". Als nun die Familie, in der das Amt forterbte — etwa wie die Würde des „Gesetzmannes" der Schweden in der Familie der Torgnyr — sich zu immer größerer Macht erhob, wurde „Karl" zu ihrem Ehrentitel und dann zum Namen, der nicht mehr wie jener schwedische Gesetzmannenname mit dem Amte zusammen vom Vater auf den Sohn überging, sondern sich so vererbte wie andere Namen zu jener Zeit auch, nämlich vom letztverstorbenen Träger auf den nächsten Nachkommen, der geboren wurde. Daher konnte der Sohn Karl Martels Pippin heißen, der Enkel aber, nach des Großvaters Tode geboren, hieß wieder Karl — Karl der Sachsenschlächter. Ob diese merowingischen Karle aus dem Adelbauerstande hervorgegangen waren oder aus den Knechten (durch Freilassung), ist unbekannt; die zweite Annahme liegt aber näher; war es doch edelstes Blut, das bei Verden floß. Jedenfalls waren es Emporkömmlinge, und damit wird es auch zusammenhängen, daß Karl der Große ein so auffallend gelehriger Schüler seiner römischen Lehrmeister geworden ist. Der Sachsenherzog Widukind hatte sicher einen weit erlauchteren Stammbaum, der Könige von Lejre und von Uppsala zu geschweigen. Wie mögen sich Widukinds Getreue über den fränkischen Karl geäußert haben! Doch der Erfolg entscheidet. Nichts zeugt vielleicht so unmittelbar von der Größe des karolingischen Triumphes wie die Unzählbarkeit der Taufen auf den Namen „Karl". Der Ruhm und das Vorbild des Carolus magnus wirkten bis nach Norwegen, und auch dort zeugt die Namengebung davon: Olafs des Heiligen Sohn bekam nach dem großen Carolus den Namen „Magnus" — Magnus der Gute —, den später auch andere, nordische und deutsche, Fürsten getragen haben.

Die wichtigste Rolle, welche die „Karle" im germanischen Leben spielten, war die als „Hauskarle" (altnordisch hūskarlar), d. h. als Berufskrieger im Fürstendienst. Schon zur Zeit des Tacitus war das Gefolgschaftswesen eine alte, feste Einrichtung. Junge Leute aus guten Häusern, sagt der Schriftsteller, werden Bankgenossen und Diener von Fürsten, und sie schämen sich nicht,

neben den Gefolgsleuten (comites) zu sitzen. Diese letzteren sind die Hauskarle, also im Gegensatz zu jenen Bauernsöhnen (Edelingen) Leute ohne Grundbesitz, deren Dasein ganz auf dem Fürstendienst beruht, die darin ergrauen und oft als Waffenmeister und Ratgeber ebenso einflußreiche und geehrte Stellungen einnehmen wie gewisse wohlhabende Edelinge, die, von einer Schar eigener Hauskarle umgeben, zeitweilig am Hofe des Fürsten leben, dessen Mannen oder „Degen“ sie auch bleiben, nachdem sie sich auf den väterlichen Odelsitz zurückgezogen haben. Das derart zusammengesetzte Gefolge wird uns am eingehendsten geschildert in Quellen für die Zeit um 500, so im angelsächsischen „Beowulf“. Das war eine Zeit des Aufschwungs der Fürstenmacht im ganzen weiten Germanien, von Karthago, wo Gaisarikas das goldene Dach des kapitolinischen Jupitertempels auf sein Haus gesetzt hatte, bis nach Lejre, wo die Halle des Dänenkönigs Hrodagaisas mit hohem Giebelschmuck ragte, und nach Uppsala mit seinen über Königsurnen mächtig getürmten Grabhügeln. In den Fürstenhallen lagerten goldene und silberne Beuteschätze — „Horte“ wie der der Westgoten in Carcassone, den Alarich aus Rom mitgebracht hatte, oder der der Burgunder in Worms, der berühmte Nibelungenhort —, die an Umfang und Wert vermutlich alles übertroffen haben, was es je früher gegeben. Natürlich waren auch die Dienerschaftszahlen größer als früher, und die Edelinge mit eigenem Gefolge waren vielleicht sogar eine ziemlich neue Erscheinung; sie sind die Vorgänger der mittelalterlichen Vasallen. Aber im wesentlichen waren die Verhältnisse die alten geblieben, und sie blieben es im Norden noch Jahrhunderte länger. Immer bildeten den Kern des Gefolges die Hauskarle, denen die Knaben und Jünglinge vornehmer Geburt und die reifen Edelinge nur angegliedert waren. Die Hauskarle selbst aber gehörten verschieden fest zum Hause; manche von ihnen waren nur auf Zeit verpflichtet, sie traten aus einem Dienst in den anderen, wie die Söldner des Mittelalters, und dies waren die eigentlichen Berufskrieger.

Tacitus schildert uns diese Leute da, wo er von den Chatten spricht, bei denen nach seiner Aussage das berufsmäßige Kriegerwesen besonders hoch entwickelt war. Der altnordische Ausdruck ist kappar, „Kämpen“. Berühmt waren die Kämpen des Dänenkönigs Hrodawulfas (Rolf Krake, Anfang des 6. Jahrhunderts). Ihr Herr schickte sie seinem Stiefvater Audagislas von Uppsala zu Hilfe gegen den Norwegerfürsten Anula, und so kam es zu

des letzteren Niederlage und Fall in einem Treffen, das auf dem zugefrorenen Wänersee ausgefochten wurde. Da beanspruchten die dänischen Kämpen — die zwölf Berserker, wie sie auch heißen — außer dem ausbedungenen Lohn je drei Pfund Gold und für ihren Herrn drei weitbekannte Wertstücke, Helm und Brünne des gefallenen Anula und den alten Ring der Uppsalakönige (den diese in ihrer Eigenschaft als Priester führten). So übermütige Forderungen wurden natürlich abgeschlagen und zur Strafe auch der Sold verweigert. Mißvergnügt zogen die Dänen ab. Aber bald kehrten sie zurück mit ihrem Herrn Hrodawulfas an der Spitze und erlangten glänzende Genugtuung, mit tiefer Demütigung der Schweden. Das Schlußbild ist, wie Hrodawulfas mit seinen Getreuen über die Ebene am Fyrisfluß davonsprengt, ein großes Horn voll erbeuteter Kostbarkeiten, darunter den Königsring, in der Linken, hinterdrein die mit großer Übermacht verfolgenden Schweden. Da rettet der Dänenfürst sein und der Seinigen Leben, indem er aus dem Horn die goldenen Reifen auf den Weg streut: die Verfolger halten, steigen ab und sammeln gierig das Gold, der antreibenden Rufe ihres Königs nicht achtend. Diesen selber trägt sein Hengst schnell voran. Als er sich dem Hrodawulfas nähert, wirft der ihm den Ring seiner Väter zu mit den höhnischen Worten, er solle ihn als Geschenk annehmen. Audagislas reitet an die Stelle, wo das Kleinod auf dem Boden liegt, zügelt sein Roß und nimmt den Ring mit der Speerspitze auf. Dazu muß der Stolze sich bücken. Das sieht der Gegner, der sein Pferd gewendet hat, und ruft, daß alle es hören: „In den Staub beugte ich da der Schweden Mächtigsten!“ So trennten sich die Nebenbuhler.

Diese bewegte Geschichte — die natürlich dänischer Herkunft ist — wirft Licht auf manches, so auf die schon damals vorhandenen nachbarlichen Stammesgegensätze innerhalb Germaniens. Es wäre jedoch ein Irrtum, zu meinen, ihr Grundgedanke sei dänisch-national. Dieser bezieht sich vielmehr auf das Verhältnis von Herrn und Mannen. Hrodawulfas (Rolf Krake) ist der ideale Fürst, der „Milde“ und Heldensinn vereinigt. Daher sind seine Leute ihm treu und wollen seinen Glanz über den älteren des Uppsalageschlechtes erhöhen, indem sie unter anderem den schwedischen Königsring für ihn fordern — töricht, aber sie meinen es gut. So läßt auch ihr Herr sie nicht im Stich, sondern verhilft ihnen zur Genugtuung. Ihm selbst ist an dem Symbol der schwedischen Königsmacht wenig gelegen, gibt er doch den Ring freiwillig zurück, mit der für den

freigebigen Fürsten so fein bezeichnenden Geste, die den Beschenkten dabei zum Untertan stempelt. Aber er muß der Ehre halber das abgeschlagene Begehren seiner Mannen durchsetzen. Audagislas (Adils) hingegen ist zwar ein gewaltiger Krieger, doch karg gegen die Seinigen. Darum sind seine Diener weniger opferwillig oder lassen ihn ganz im Stich, und er bedarf der Hilfe des Stiefsohnes (die dieser in gewohnter Gesinnung spendet; wäre er karg oder neidisch, so verweigerte er sie). Als Audagislas in guter Form den Dänen den Sold vorenthalten kann, ist ihm das willkommen. Denn auch seine eigenen Leute hält er knapp, sonst würden sie nicht nach dem Golde sich bücken (was Hrodawulfas' Krieger in entsprechender Lage — beim Zuge gegen Hrodarikas — verschmäht haben[1]). Und er selbst bückt sich ebenfalls nach dem Golde, mag auch der ehrwürdige Ring seiner Väter hierzu nötig sein, und mögen auch des königlichen Gegners Wort und Handbewegung zwingend wirken.

Die Treue zwischen Herrn und Mannen war Treue bis in den Tod. Schon Tacitus weiß, daß das Gefolge heilig verpflichtet war, dem gefallenen Führer bis auf den letzten Mann nachzusterben. Unter den germanischen Berichten über den Gegenstand ragt hervor das Bjarkilied, das den letzten Kampf des Rolf Krake und seiner Mannen verherrlicht. Es besteht zum größten Teil aus begeisternden Ansprachen an die Krieger:

Zur Schildburg schart euch
Um den Schatzspender!
Glänzende Gaben
Gilt es zu lohnen:
Silberne Ringe
Und Saxschwerter,
Breite Brünen
Und b inkende Helme.

Nicht lässig laßt uns
Die Gelübde halten,
Die froh wir geschworen
Auf den Fürstenbecher
Bei Frey und Njörd
Und dem furchtbaren Asen[2],
Den Ringspender nimmer
In Not zu verlassen!

[1] Laut Bjarkilied (Thule Bd. I, 3. Auflage, S. 181ff., besonders Strophe 15f. = Volksausgabe — s. o. — S. 214ff., besonders S. 216 unten).
[2] Der dritte der Schwurgötter ist Wodan, der später im Norden Odin hieß; dann hat man unter dem furchtbaren Asen auch Thor verstanden.

Folget, Gefährten,
Dem Fürsten in den Tod!
Kein Wort der Zagheit
Der Zunge entfliehe!
Solange Leute
Lande bebauen,
Überdauert den Tod
Der Taten Ruhm.

Als König Hrolf (Hrodawulfas, Rolf Krake) gefallen ist, fällt kämpfend einer seiner Mannen nach dem andern, bis endlich nur noch die beiden Krieger am Leben sind, aus deren Zwiegesang das Lied besteht, der graue Bjarki und der junge Hjalti. Auch sie sinken blutend auf die Walstatt.

Der Aar fliegt näher,
Nach Atzung gierig;
Es folgt ihm der Rabe,
Froh der Leichen.
Beider Beute
Müssen bald wir werden,
Dem tapfersten Fürsten
Im Tode gesellt.

Hrolf zu Häupten
Hinsank Bjarki;
Du, Hjalti, liege
Zu des Herrschers Füßen!
Des wird gewahr,
Wer durch die Walstatt späht,
Wie dem reichen König
Die Ringe wir lohnten.

In diesen klingenden Strophen[1] lebt der germanische Krieger-idealismus. Das wirkliche Kriegsleben war natürlich meist nicht so hochgestimmt. Doch gibt es schon zu denken, daß das Bjarkilied jahrhundertelang bekannt und berühmt geblieben ist; am Morgen des Treffens bei Stiklastadir 1030 trug Olafs des Heiligen Skalde Thormod es dem Heere vor. Die geistig wacheren unter den germanischen Kriegern, vor allem die in manchem Fürstengefolge vertretenen Dichter haben immer und überall ähnliche Gesinnungen gehegt. Um Dankbarkeit und Treue gegen den Gefolgsherrn konnte es sich zwar nicht immer handeln. Bei den sommerlichen Unternehmungen der jungen Mannschaft (zuerst von Cäsar berichtet, am

[1] Thule Bd. 1, 3. Auflage, S. 181 ff.

besten bekannt als die Wikingzüge der nordischen „Sommersegler", sumarliðar) konnte der Führer („Seekönig") nicht fehlen, aber das Treuverhältnis zu diesem muß oft ganz kurzlebig und auch, wo es den ganzen Beutezug über andauerte, manchmal ohne Ernst und tiefere Seelenresonanz gewesen sein. Aber selbst dann gab es Idealismus, nämlich den der Ehre und des Nachruhms, aus dem die Pflichten der Furchtlosigkeit, der Selbstbeherrschung und der Ritterlichkeit erwuchsen. Beide werden uns veranschaulicht durch die „Wikinggesetze", die in mehreren Fassungen im Norden erhalten sind.[1] Diese und andere Angaben der nordischen Quellen stehen im Widerspruch zu manchen Erzählungen christlicher Chronisten von der Wildheit und Grausamkeit der Goten, Wandalen und Wikinge. Da man die Wahrheit über Gebaren und Gesinnung von im fremden Lande siegreich Kämpfenden weder allein aus den Klagen und Anklagen der Besiegten noch allein aus den Aussagen der Sieger erfährt, müßte eine sachliche Geschichtsschreibung versuchen, beiden Darstellungen gerecht zu werden. Des Widerspruchs Lösung liegt sicher in dem altnordischen Spruch „die Welt ist halb überall" (Hávamál 53,6). Bei weitem nicht alle haben nach jenen Wikinggesetzen gelebt. Wie nicht jeder Krieger es an Härte gegen sich selbst dem alten Starkad gleichtat, dem sagenhaften Urbild rauher Vätertugend, so sind auch Frauen und Kinder nicht immer der Vorschrift gemäß geschont worden. Die einheimischen Quellen selber wissen von Übertretungen zu melden. Das Wichtigste, von den mittelalterlichen Chronisten immer und von neueren Darstellern meist Übersehene ist, daß es auch für germanische Begriffe solche Übertretungen gab. Freilich war nicht alles für die Germanen Übertretung — Neidingstat —, was für die Christen Sünde war. Diese selbst machten mit dem fünften Gebot nicht soweit Ernst, daß sie es z. B. einem Goten als scheußlichen Frevel angerechnet hätten, wenn er einen Italiener erschlug, der seinen Kameraden umgebracht hatte. Aber mit wenigen Ausnahmen (wie der stark alttestamentlich inspirierte Bischof Gregor von Tours) hatten sie keine Ahnung von dem Pathos der Rache, das manchen Germanen beseelte. Rachetaten waren für den germanischen Maßstab viel mehr als verzeihliche Ausbrüche der Leidenschaft; es waren Handlungen der Pflicht, die das Gewissen heischte, die man manchmal schwer sich selber abrang, die oft den höchsten Ruhm eintrugen. Die Sagas sind voll

[1] Eine davon Thule Bd. 1, 3. Auflage, 219.

von der Selbstverständlichkeit und dem Idealismus des blutigen Rächens.[1]

Die Blutrache ersetzte größtenteils die staatliche Strafe. Sie war stets ehrenvoller als schiedlicher Austrag mit Wergeld und als gerichtliche Verurteilung. Letztere war wertlos und brachte dem Kläger statt Sühnung Unehre, wenn er nicht selbst schnell und energisch zur Vollstreckung schritt. Die meisten jener alltäglichen Reibungen, die heute höchstens zu Gerichtsverhandlungen zu führen pflegen — wie Diebstähle und Ehrenkränkungen —, zogen kleinere oder größere kriegerische Handlungen nach sich. Es herrschte eben der Grundsatz der Selbsthilfe. Bürgerliche „Sekurität" gab es noch nicht. Die Städte, in denen sie sich während des Mittelalters zuerst herausgebildet hat, fehlten ja noch. Darum ging kein Mann aus ohne seinen Speer.

Von seinen Waffen
Gehe weg der Mann
Keinen Fußbreit auf dem Feld:
Nicht weiß man gewiß,
Wann des Wurfspießes
Draußen man bedarf.

Man bedurfte der Waffe tatsächlich oft, und daher war ihre geschickte und tapfere Führung dasjenige, was vom freien Manne und schon vom zwölfjährigen Knaben unbedingt verlangt wurde bei Strafe der Verachtung.

Aber es gab auch ein Sprichwort, das in Stabreimen etwa besagte „Friede ernährt, Unfriede verzehrt"[2]. Tacitus schreibt: „Ihre Feindschaften dauern nicht unversöhnbar an." In der Tat, je tiefer man in die germanischen Quellen eindringt — und gerade in die Sagas, die bei manchen verrufen sind wegen ihres vielen Blutvergießens —, um so stärker macht sich der Eindruck geltend, daß der heidnische Germane im Grunde kaum weniger friedfertig war als mancher westfälische oder dalekarlische Bauer von heute. Schon damals wußte man Frieden und Freundschaft zu schätzen und war nicht blind für das Leid, das langwierige Fehden im Gefolge haben.

[1] Besonders lehrreich und ergreifend sind Haward aus dem Eisfjord und Gisli, Thule Bd. 8. Mit den Glanzfarben mittelalterlicher Romantik übermalt ist das Bild des Rächers Kari in der Njalssaga, Thule Bd. 4.

[2] Með lǫgum skal land byggja, en með ólǫgum eyða, heißt es in der Njälssaga, und anderswo: þat mun verða satt, es vér slítom í sundr lǫgen, at vér munom ok slíta friðenn (Ares Isländerbuch, herausgegeben von Wolfgang Golther, 2. Auflage, Max Niemeyer, Halle 1923).

Allerdings der Friede um jeden Preis und die Freundschaft mit jedermann waren nicht nur keine Ideale, sondern geradezu unmögliche Vorstellungen. Erst die Kirche hat diese Ziele aufgerichtet und Gestalten wie Kaiser Heinrich den Schwarzen möglich gemacht, der das Volk öffentlich zur Friedenswahrung und zum Vergeben ermahnte und Gehör und Nachfolge fand. Zwischen dem elften Jahrhundert und dem germanischen Altertum klafft in Süddeutschland, wo diese Handlungen Heinrichs des Dritten spielen (1043, 1044), eine weite Kluft. Der ungetaufte Germane — und noch mancher getaufte — sah in einem Vergeben, durch das die blutige Sühne unterblieb, Schwäche, nur ausnahmsweise — nämlich wenn dieser Verdacht völlig ausgeschlossen war — etwas anderes, und er handelte jedesmal entsprechend, wenn er irgendwie in die Versuchung geriet, eine Kränkung auf sich sitzen zu lassen. Dies und die eng damit zusammenhängende Einrichtung der Selbsthilfe machen, soweit es sich nach den Quellen erkennen läßt, den ganzen Unterschied aus, der in bezug auf Friedlichkeit im Staate zwischen damals und jetzt besteht. Daß die Menschen damals mehr dazu geneigt hätten, einander zu nahe zu treten als heute, wäre eine schwer zu begründende Annahme. Wer ein ernsthaftes sittliches Urteil über das alte Blutvergießen feststellen möchte, sollte diesen Punkt nicht außer acht lassen. Der Germane, der sich mit der Waffe in der Hand zur Wehr setzt, handelt — ebenso wie jene Kimbernfrauen, die sich und ihre Kinder erdrosseln, um der Knechtschaft zu entgehen — aus Ehrgefühl. Es dürfte aber eine zu allen Zeiten gültige Erfahrung sein, daß, je mehr Ehrgefühl einer hat, er um so besser versteht, auf andere Rücksicht zu nehmen.

2. Staat

Was eingangs gesagt wurde über die geringe Bedeutung des Staates, wird durch die Ausführungen über die Gesellschaft an Überzeugungskraft gewonnen haben. Es geziemt sich aber doch, an die Spitze des Abschnittes über das Staatsleben den Satz zu stellen, daß die Rolle, die dieses im Rahmen des Ganzen spielte, auch nicht unterschätzt werden darf. Am reichsten fließen die Quellen auch für das Staatsleben in Island. Die dortigen Verhältnisse waren aber gerade nach dieser Seite hin nicht normal; sie ließen dem Staate außergewöhnlich wenig Raum, weil Island, das Gebiet eines einzigen Staates, eine landferne Insel ist und daher das Nebeneinander und Gegeneinander von Nachbarstaaten mit dem

innerstaatlichen Zubehör (Aufgebot, Volksheer) hier fehlt; d. h. es fehlt in den auf Island selbst spielenden Sagas, die für das innere Staatsleben, besonders Ding- und Gerichtsverhandlungen, so viel abwerfen. Jedoch erzählen uns die isländischen Quellen auch von den nordischen Festlandstaaten und deren Zusammenleben allerlei gut Beglaubigtes, was die Aussagen über Island nach der Seite von deren unvermeidlicher Lücke hin ergänzt und zugleich die Vorgeschichte der isländischen Verhältnisse erhellt. Daran schließen sich dann weiter die lateinischen Berichte über die Germanen insgesamt und über die Südgermanen; unter ihnen ist neben Cäsar und Tacitus besonders der Angelsachse Beda (gest. 735) zu nennen.

In Germanien herrschte, ebenso wie in Griechenland, wo wir ja ebenfalls ganz guten Einblick haben, ein hoher Grad von Vielstaaterei. Die Staaten — wir sagen besser: Völkerschaften — waren in der ältesten uns bekannten Zeit alle sehr, wenn auch nicht alle gleich klein, und ihre Dauerhaftigkeit war gering, wie das die Wanderungen mit sich brachten. Dann sehen wir durch Eroberung einige größere Staaten entstehen, Reiche, wie wir sie nennen: das des Marbod, das gotische des Ermenrich im Osten, welches von der Ostsee bis ans Schwarze Meer reichte, das Frankenreich, das sich vom Niederrhein südwärts in Gallien ausbreitet; nebelhafter tritt um 500 das Dänenreich hervor, während auch die Schweden, von der Geschichte unbelauscht, ihre Herrschaft ausdehnen und im Süden der Eider, ebenso im Dunkeln, die Begründung der Sachsenherrschaft und die der anderen Reiche, die später als Herzogtümer ins mittelalterliche Deutschland eingegangen sind, sich vollzieht und auch jenseits des Kanals die angelsächsischen Völkerschaften sich zu einigen beginnen; auch die Dingverbände des alten Norwegen und die ziemlich ausgedehnte Ynglingerherrschaft im Süden dieses Landes, von der um 870 die Unterwerfung des ganzen ausgegangen ist, müssen wohl in diese Reihe gestellt werden. Andere gegen Ende der germanischen Zeit aufgekommene Reiche mögen untergegangen sein. Denn auch von den genannten hat sich ja nur ein Teil bis in spätere Zeit behauptet; die anderen sind ebenso von den Wogen der Zeit verschlungen worden wie die meisten germanischen Gründungen auf dem Boden des Römerreiches. Es sind die Wanderungen, welche sowohl diese Herrschaftsausdehnungen und Reichsstiftungen als den Untergang von Völkerschaften und Reichen unmittelbar mit sich führten.

Cäsar, dessen Skizze des öffentlichen Lebens der Germanen[1]

[1] Bellum gallicum VI, 23.

durch den scharfen Blick des Staatsmannes für das Wesentliche auf diesem Gebiet hochwichtig ist, entwirft das Bild der Völkerschaften, wie sie durch absichtlich verbreiterte wüste Marken voneinander getrennt daliegen, jede einzelne lediglich zusammengehalten durch diesen landschaftlichen Gürtel, der die Bewohner aufeinander hinweist, ohne daß für gewöhnlich eine gemeinsame „Behörde" vorhanden ist. Es könnte scheinen, daß die so beschriebene Völkerschaft gar kein politischer, sondern ein rein geographischer Begriff ist. Aber das wäre Täuschung. Denn sobald ein Krieg bevorsteht, meldet der Berichterstatter weiter, wählt man eine gemeinsame „Behörde", eine unbeschränkte sogar, denn sie hat Macht über Leben und Tod. Die Wahl setzt die Volksversammlung voraus, das „Ding", und dieses die Dingstätte, den politischen Mittelpunkt der Völkerschaft. In den einzelnen Gauen, heißt es endlich, wirken Fürsten (principes) als Richter unter ihren Leuten und „vermindern die Streitigkeiten", womit die Häufigkeit der regionalen Fehden (bewaffneter Ehrenhändel) angedeutet ist, während Raubzüge, wie mit durchsichtiger Gedankenverbindung unmittelbar hinzugefügt wird, nur jenseits der Marken gestattet, im eigenen Lande jedoch anrüchiges Gewerbe sind. An die Spitze dieser sehr geschätzten Ausfahrten über die Mark stellen sich ebenfalls Fürsten. Doch werden diese hierzu nicht gewählt, sondern rufen auf dem Ding — das hier also ausdrücklich genannt wird — zur Gefolgschaft auf, dann erheben sich unter dem Beifall der Landsgemeinde die Teilnehmer und verpflichten sich dem Führer zu unbedingter Treue.

Diese klassische Schilderung Cäsars enthält alles, was wir brauchen, um uns die älteste germanische Staatsform in ihrer allgemeinen Struktur klar und deutlich vorzustellen. Nur einige Einzelheiten bedürfen noch der Verdeutlichung. Die eine ist die für den Krieg gewählte „Behörde" (magistratus). Meinte der Schriftsteller damit nur den Heerführer, den „Herzog", so würde er dux sagen. Nun meldet Tacitus,[1] daß die Strafgewalt und so auch das Recht der Verhängung der Todesstrafe, das Cäsar dieser Kriegsbehörde zuschreibt, nicht dem Herzog, sondern nur dem Priester zustand, weil dieser im Namen der Gottheit handelte und daher ihm gegenüber die Rachepflicht einwandfrei ruhen durfte; diese Nachricht, die gleich auch die auf dem Kriegszug mitgeführten Götterbilder nennt, ist glaubwürdig. Man wählte also für den Krieg

[1] Germania Kapitel 11.

Herzog und Oberpriester, d. h. man wählte diese beiden aus den Fürsten und Priestern des Landes. Beide aber waren (dies ist das Zweite) nichts anderes als große Adelbauern mit bedeutendem Anhang. Es gab bekanntlich bei den Germanen keinen abgesonderten Priesterstand, das heißt aber: die Priestertätigkeit wurde von Bauern ausgeübt, so wie wir das im Norden mehrfach vor uns sehen. Ebensowenig gab es einen abgesonderten Fürstenstand. Die principes, von denen die Römer so oft sprechen, sind keine Fürsten im eigentlichen, neueren Sinne — wir nennen sie so nur in Ermangelung einer besseren modernen Bezeichnung —, sondern das, was im Norden „Häuptling" (höfðingi) heißt, also wiederum ein mächtiger Adelbauer, der als solcher wohl Macht und Einfluß hat, daher unter den Seinen als Richter wirken kann, aber keine politischen Herrscherrechte besitzt; solche können ihm erst durch Wahl übertragen werden.

Was drittens diese Wahl und das Ding betrifft, auf dem sie vorgenommen wird, so beschreibt Tacitus[1] ein germanisches Ding ziemlich anschaulich und in guter Übereinstimmung mit den nordischen Quellen. Um einen Zug herauszuheben: man saß unter freiem Himmel zwanglos herum. Die Dinggemeinde bestand aber nicht aus isolierten einzelnen, sondern aus Sippen und Parteien, ähnlich wie das Volksheer, dessen familienweise Aufstellung Tacitus hervorhebt.[2] Und den Ausschlag gaben die Führer dieser Gruppen, die mächtigen Männer, von denen es in der Germania nur heißt, daß sie minder wichtige Angelegenheiten unter sich erledigten, die wichtigeren aber vorberieten, ehe diese der Vollversammlung vorgetragen wurden, Angaben, die immerhin den aristokratischen Aufbau der Dinggemeinde kräftig andeuten, wie er in zahlreichen, meist auf dem isländischen Alding spielenden Sagaszenen vor uns lebt. Doch erscheint dieser aristokratische Aufbau, verglichen mit den systematisch nach Klassen geordneten Volksvertretungen und Wahlrechten, dadurch verhüllt, daß man nicht abstimmte, sondern alle Entscheidungen durch „Akklamation" fielen — Mißbilligung gab sich durch Murren, Beifall durch Speerschläge gegen den Schild kund.

---

[1] Germania Kapitel 11.

[2] Noch bei Stiklastaðir (im Jahre 1030) war das Königsheer nach Verwandtschaften und Bekanntschaften geordnet. „Ich will," sagt Olaf, „daß die Männer sich scharenweise ordnen und zwar so, daß Verwandte und Bekannte zusammenstehen; denn dann wird jeder am besten auf den andern achtgeben und jeder seinen Nachbarn am besten kennen." (Saga Ólafs konungs ens helga, Christiania 1853, S. 204.)

So haben wir uns also auch die Herzogs- und Oberpriesterwahl zu denken. Nach der Wahl wurde der Gewählte auf einen von Männerschultern gestützten großen Schild oder auch (in Schweden) auf einen dazu bestimmten Stein (den Morastein) erhoben und so dem Volke gezeigt. Dies berichtet uns zuerst Tacitus von Brinno (Bruno?), den sich die Kanninefaten am Niederrhein im Jahre 69 zum Herzog gegen die Römer erkoren. Das hatten Römer beobachtet, während die Schilderhebung z. B. eines Ariovist ohne fremde Zeugen sich abgespielt hatte und daher wie die meisten innergermanischen Ereignisse keinen Chronisten gefunden hat. Von den Herzögen der unter Ariovists Führung vereinigten Scharen — der Haruden, Markomannen, Vangionen usw. — erfahren wir überhaupt nichts, sie sind aber hinzuzudenken, so als Anführer der getrennt zur Schlacht aufgestellten Stämme. Von einem Nachschub hören wir zufällig, daß zwei Brüder, „Nasua und „Cimberius", an seiner Spitze standen. Vielleicht war der eine davon der Oberpriester. Die Brüder jedoch, welche die Langobarden in die Ferne führten, scheinen beide Herzöge gewesen zu sein, während die Priesterrolle neben ihnen ihre Mutter, die weise Gambara, innehatte. Eine Priesterin hatte auch jener tapfere Bataverherzog neben sich, den wir nur unter dem römischen Namen Claudius Civilis kennen; das war die berühmte Velleda, die von einem hohen Turme aus ihre Sehersprüche und Weisungen erteilte. Sagenhaft in die Götterwelt versetzt — doch gewissermaßen umgekehrt — erscheint das gleiche Verhältnis im Eddaliede Wöluspa, wo Odin, der „Heervater", die Seherin auffordert, vor dem großen Ding aller Götter und Menschen zu reden. Auch in der Wirklichkeit haben Priester und Priesterinnen ein solches Redeamt gehabt. Nach Tacitus ging Schweigegebot und Befehlsgewalt auf dem Ding vom Priester aus, und mit dem feierlichen Schweigegebot beginnt auch die Wölwa ihren gestabten Vortrag (wir kommen in dem Kapitel „Dichtkunst" auf diese Gleichungen zurück).

Ungefähr dieselbe Verfassungsform, die im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Cäsar beschreibt, wird uns 7—800 Jahre später durch Beda für die niederdeutschen Sachsen bezeugt. Da diese damals schon ein weites Gebiet innehatten — vom Rhein durch Westfalen über die Elbe bis zur Eider —, mußte es bei ihnen mehr als e i n Ding geben; jeder Gau besaß eines, und die gemeinsamen Angelegenheiten, wie die Herzogswahl für den Krieg, wurden auf einem Zentralding oder Alding erledigt, das zu Marklo an der

Weser tagte. Wahrscheinlich bestanden solche zusammengesetzten Verfassungen schon zur Römerzeit, mindestens in Marbods Reiche. Im Norden finden wir sie überall, z. B. auf der Insel Gotland (das dortige Zentralding hieß Gutna althing, „allgemeines Ding der Goten"), bei den Gauten im südlichen Schweden (die ihr allra Göta thing, „aller Gauten Ding", in Skara hatten), in Norwegen, wo es die schon erwähnten Dingverbände gab, die sogenannten lög, d. i. „Gesetzbereiche", darunter die Gulathingslög mit dem Zentralding auf einer Insel in Hardanger — auf Inseln und an Küsten legte man von Dänemark bis Island die Dingstätten mit Vorliebe an, weil sie dann am leichtesten, nämlich zu Schiffe, erreichbar waren. Nach dem Muster der hardangischen Verfassung wurde um 930 Island organisiert, wo schon vorher eine Anzahl Dingstätten in Gebrauch waren, jetzt aber ein Alding für das ganze Land gegründet ward; ein Menschenalter später erfolgte dort eine planmäßige Zusammenlegung von Einzeldingen und Einteilung des Landes in Viertel. Da der altisländische Staat nebst dem bewegten Leben, das ihn in der sogenannten Sagazeit (930—1030) erfüllte, uns genau bekannt ist, veranschaulicht Island den uralten Zustand des Fehlens einer Zentralgewalt am besten (während die Wahl einer solchen und das geschlossene, kriegerische Auftreten des Volkes uns nur anderswo, weniger eingehend und intim, vorgeführt werden).

An das Ding geknüpft, erscheint bei Süd- und Nordgermanen der „Gesetzessprecher" (altfriesisch āsega, altisländisch lögsögomaðr) oder „Gesetzesmann" (altschwedisch laghmather), ein für eine Reihe von Jahren oder lebenslänglich tätiger „Volksbeauftragter", der, wie sein Name besagt, das Gesetz zu bewahren und vorzutragen, aber auch nötige Neuerungen darin anzubringen und seine Anwendung zu überwachen hatte, auch sonst gewichtig in die Verhandlungen eingreifen konnte. Der schwedische Gesetzesmann Thorgnyr ist uns schon begegnet; er wird geschildert als stattlicher Alter mit langem Bart, dessen Wort von den Bauern mit achtungsvollem Schweigen aufgenommen wird und bei ihnen mehr gilt als das des Königs selbst. Doch sitzt bei den Dingverhandlungen vor ihm, ebenso wie vor dem König, eine Leibwache, eine Einrichtung, die laut Westgötalag auch die Gauten kannten, und die kaum aus einem andern Grunde getroffen sein kann, als um jene beiden vor Angriffen solcher Versammlungsteilnehmer zu schützen, die durch ihr Auftreten gereizt waren. Auf den isländischen Dingen war

feindliches Gedränge nicht selten. Auch Gefechte fielen vor, indem ein Häuptling mit Gefolge dem Gegner das Betreten des Dingfeldes verwehrte oder der Gerichtsring gesprengt wurde. Die Leidenschaften pulsierten kräftig. Aber es fehlte nie an besonnenen Männern, die bald den Frieden wiederherstellten. Als im Jahre 1000 die Einführung des Christentums — der neuen Sitte, wie man sagte — auf der Tagesordnung des Aldings stand, war es nahe daran, daß die ganze Landsgemeinde, in die zwei Religionsparteien gespalten, sich eine Schlacht geliefert hätte. Man brachte es aber doch dahin, daß beide Seiten dem Gesetzessprecher Thorgeir, dem Goden vom Lautersee (Liōsavatn), die Entscheidung überließen. Dieser lag sinnend und mit sich kämpfend unter seinem Mantel. Ein Verharren der Isländer im Glauben der Väter, nachdem in Norwegen und überall sonst in der Welt der Weiße Krist gesiegt hatte und König Olaf Tryggvason sein so mächtiger Anwalt war, erschien aussichtslos, und so verkündete Thorgeir vom Gesetzesfelsen herab das neue Gesetz so, daß der Anfang lautete: Jeder soll sich taufen lassen, Pferdefleischessen und Kinderaussetzung und der Dienst der alten Götter sollen ein Ende nehmen. Und so geschah es. — Der erste Gesetzessprecher Islands war der kluge Ulfljot,[1] der Schöpfer der Verfassung und der ältesten Landesgesetze, die nach ihm benannt wurden.[2] Als die Insel voll besiedelt war, um 930, bereiste Ulfljots Pflegebruder Grim „Ziegenhaar" (geitskör) sie nach allen Richtungen — zu Pferde mit Gefolge, wie man heute noch dort reist — und fand für das zu gründende Alding die passende Stätte, die es dann behalten hat. Als die Landsgemeinde dort zum erstenmal tagte, trug Ulfljot das von ihm zurechtgemachte hardangische Gesetz vor, und es erlangte dadurch Rechtskraft. Die Gemeinde beschloß eine Kopfsteuer zu einem Ehrengeschenk für den Gesetzgeber, der aber gab das Geld an die Tempel.

Der Ursprung des Gesetzsprecheramtes ist wahrscheinlich das Redeamt des Priesters. Die ältesten germanischen Gesetzsprecher waren die Priester, die außer manchem anderen eben auch das Gesetz auf dem Ding vorzutragen hatten. Das althochdeutsche Wort für „Priester", ēwarto, bedeutet von Hause aus „Gesetzesverwalter", also das, was der nordische Gesetzsprecher ist. Als mehrere

[1] Die Hochdeutschen hätten „Wolflioz" gesagt, denn so lautete der Name bei ihnen („der wie ein Wolf Häßliche" — ein Beispiel für rein sachliche Namengebung).
[2] Ūlfliōtslǫg.

Dinge sich zu einem Verband mit gemeinsamem Gesetz zusammentaten, wurde der Gesetzesvortrag auf das Alding beschränkt, und das führte zu einer Scheidung von Priesteramt und Gesetzsprecheramt. Letzteres lag auf Island nicht etwa in den Händen des Aldingpriesters oder Landesgoden (allzherjargoði), sondern der Gesetzsprecher wurde gewählt, so wie in älterer Zeit mit dem Herzog zusammen der Oberpriester gewählt wurde. —

Neben den Völkerschaften, die eine monarchistische Spitze nur im Kriege hatten, gab es schon zu Beginn unserer Zeitrechnung andere, bei denen eine solche Spitze auch im Frieden vorhanden war. Das sind die von Königen (reges) beherrschten, die nach Tacitus besonders im Osten vertreten waren. So nennt er unter ihnen die Goten an der unteren Weichsel, und die gotische Überlieferung selbst weiß von einem Königsgeschlecht göttlicher Herkunft, das von jeher über das Volk der Ostgoten geherrscht habe, den Balthai, („die Kühnen") und läßt den Auszug aus Skandinavien unter Führung des Königs „Berig" vor sich gehen. Auch andere altgermanische Völker treten mit alten Königsfamilien auf, so die Franken mit den Merowingern, die angelsächsischen Völkerschaften mit Wodanentstammten Königen, die Dänen mit den Skjöldungen, die Schweden mit den Ynglingern, auch die Gauten und noch andere. Daß die Abstammung von erlauchten Vorfahren für den germanischen König wesentlich ist, weiß auch Tacitus, wenn er sagt, die Könige würden ernannt auf Grund von Vornehmheit (ex nobilitate), und wenn er von einem Königsstamm (regia stirps) bei den Cheruskern spricht, die sich aus ihm einen König in Rom erbitten. Das Wort „König" selbst (kuningas) bedeutet ursprünglich „Abkömmling des Geschlechts", und mit diesem Geschlecht kann nur der Königsstamm gemeint sein, so daß kuni „Geschlecht" einst speziell „Königsstamm" bedeutet hat, die Germanen also ein Wort für diesen Begriff gehabt haben. Entsprechend dieser Grundbedeutung bezeichnet „König" in alter Zeit nicht bloß regierende Könige, sondern auch andere Mitglieder des Königsgeschlechts, Prinzen.[1]

So unerläßlich die edle Abkunft für den König war, erblich war

---

[1] Die nächstliegende, gedankenlose Vermutung inbetreff des germanischen Wortes für die reges Germanorum trifft also unverdient das Richtige — freilich nicht das ganze Richtige, denn es gab auch andere Bezeichnungen für „König" als dieses Wort selbst, besonders Herzog und Druhtin (altnordisch dróttinn, so hießen die nordischen Völkerschaftsfürsten, ehe sie begannen, sich Könige zu nennen).

seine Würde nicht. Noch das deutsche Königtum des Mittelalters war bekanntlich ein Wahlkönigtum, obgleich auch der deutsche König ohne Ahnen nicht denkbar war. Hierin setzte sich älteste germanische Gepflogenheit fort. Auch wo das Königtum wie ein Erbe vom Vater auf den Sohn überging — und das ist manchmal viele Generationen hindurch der Fall gewesen, am längsten, soweit bekannt, bei den Schweden —, da fand doch keine wirkliche Vererbung statt, sondern jeder neue König mußte von den Bauern auf dem Ding ernannt werden. Die Landsgemeinde hatte auch das Recht, den König abzusetzen, und es sind Fälle überliefert, wo sie davon Gebrauch machte; zwei oder mehr der alten Schwedenkönige sind sogar von ihren Bauern den Göttern geopfert worden, weil man meinte, dadurch der Hungersnot abzuhelfen; einen Rechtsbruch, eine eigentliche Revolution, hat in germanischer Zeit niemand in so etwas gesehen.

Aber man darf sich die Sache auch nicht so vorstellen, als hätten die Königssöhne, denen das Ding dann „den Königsnamen gab" (so der altnordische Ausdruck), bis dahin still gesessen wie ein Mädchen, das zum Tanz aufgefordert sein will, gehorsam der „Konstitution" und verliebt in den Schemen der „Volkssouveränität". Auch von solchen Begriffen ahnte nämlich niemand etwas, und passives Abwarten war nicht Landesart. Wie jeder Bauer sein Vätererbe ganz verlangte und es gegen jeden verteidigte, Hof und Land nicht bloß, sondern auch die Machtstellung des Geschlechts, so tat selbstverständlich derjenige das gleiche, zu dessen Erbe das Königtum gehörte, die höchste aller Machtstellungen. Das Odal, die Hausmacht, mit Schatz und starkem, gut ausgerüstetem Gefolge von Edelingen und Hauskarlen, erbte man ohne weiteres; und je stärker dieses Erbe war, um so mehr empfahl es den Inhaber auch für das Königtum. Ob es ihm aber zuteil wurde, das hing immer auch von ihm ab. So war es nichts Ungewöhnliches, daß Königssprößlinge auf dem Ding auftraten und für sich den Königsnamen forderten. Dann tat der Eindruck der Persönlichkeit das seinige, und besonders Rednergabe konnte gezeigt werden, die einem König immer gut ansteht. Die altnordischen Quellen erzählen öfters, wie der Thronforderer durch eine „lange und schneidige" Rede den Beifall der Bauern erringt. Anlaß, dies zu erzählen, pflegt eine Unterbrechung der Sukzession zu geben, die rückgängig gemacht wird, so in der Sage bei Hamlet, der den Vater an dem Usurpator-Oheim gerächt hat und nun den Jüten des Erschlagenen

Untat und alles Geschehene enthüllt, worauf sie ihn bewundernd zum König annehmen.

Oft stritten Brüder um die Herrschaft. Dies war aber nur dadurch möglich, daß entweder das Ding sich von vornherein in Parteien teilte, deren jede ihren eigenen König wählte, woraus dann Krieg und manchmal Teilung des Landes entstand, oder aber nach der Königswahl ein Bruder des Königs Forderungen erhob, was dann anging, wenn er imstande war, ihnen mit den Waffen Nachdruck zu geben; Eroberung von Königsherrschaften war nicht selten (i. J. 19 stürzt „Catualda" den Marbod, erliegt aber selbst bald dem „Vibilius", Rolf Krake entthront seinen Vetter Rörik [Hrōdarīkas] usw.). Verwandtenzwist war ein Lieblingsstoff der Heldendichter, und so erzählt das alte Lied von der Hunenschlacht, wie des Gotenkönigs Angantyr Bastardbruder, der Sohn einer hunischen Kriegsgefangenen, von jenem die Hälfte des Reiches fordert und, da dies abgeschlagen wird, mit einem großen Hunenheer sengend und brennend durch den Grenzwald ins Gotenland einfällt, wo er in mehrtägiger Schlacht unterliegt und von des Bruders Hand den Tod findet.

„Ein Fluch traf uns, Bruder,
Dein Blut hab' ich vergossen!
Nie wird das ausgelöscht —
Unheil schuf die Norne."

Ein Eroberer konnte aber nicht König sein, ohne daß das Ding ihn bestätigte, und eine Landesteilung, wie sie der gotische Bastard verlangte, konnte kein König allein verfügen, es sei denn, daß er dabei die Obergewalt über das Ganze behielt.

Gaisarikas, der kluge und tatkräftige Begründer des Wandalenreiches in Afrika,[1] gab vor seinem Tode seinen Söhnen Anweisungen über die Erbfolge: der älteste, Hunarikas, sollte allein König werden und die jüngeren Verwandten nur zur Herrschaft kommen, und zwar in der Reihenfolge ihres Alters, wenn sie jenen, bzw. einander überlebten. Hierdurch, sagt der Historiker Jordanes, wurde weise und erfolgreich den sonst so häufigen inneren Kriegen vorgebeugt, denn Gaisarikas' Söhne gehorchten dem Vater, und als Hunarikas starb, folgte ihm in Frieden sein Bruder Gunthamundas, diesem ebenso Thrasamundas und endlich Hildirikas, Sohn

[1] Jordanes gibt eine anschauliche, gut germanisch anmutende Charakteristik von ihm (Get. c. 33). Seine Beurteilung der wandalischen Geschichte ist dagegen ebenso ungermanisch wie wirklichkeitsfremd.

des Hunarikas. Das Unglück kam erst, als „Gelimer“ den Hildirikas absetzte, um selbst den Thron zu besteigen: er fiel der Rache Kaiser Justinians zum Opfer. In Wirklichkeit hat aber die wandalische Landsgemeinde (das Heer) den kraftlosen Hildirikas abgesetzt und Gelimer erhoben, nachdem bis dahin der Wille des großen Geiserich für sie maßgebend gewesen war. Gelimer war ein Urenkel Geiserichs.

Wahrscheinlich ist das dauernde Königtum aus dem Heerführertum entstanden. König und Herzog bedurften beide der Ernennung durch das Ding. Die Herzogswahl war bei den germanischen Zuständen eine unentbehrliche, oft anzuwendende Einrichtung. Jede Auswandererschar brauchte einen Führer, jede Völkerschaft, die angefallen wurde, desgleichen. So nennt denn Cäsar die Wahl der „Kriegsbehörden“ als notwendiges Zubehör des germanischen Lebens. Wenn er die Herrscherlosigkeit der Völkerschaften im Frieden ebenso als Regel hinstellt, so braucht das nicht wörtlich genommen zu werden; Cäsar wußte vom inneren Germanien sehr wenig. Daß sie aber einen häufigen, durchaus lebensfähigen Fall darstellte, steht quellenmäßig ebenso fest, wie es plausibel ist. Das Königtum als dauernde Einrichtung dagegen erscheint in Germanien als eine Art Luxus, denn es war offenbar nicht notwendig, man verlangte so etwas nicht, ja wir sollten meinen, daß es den souveränen Adelbauern zuwider war; jedenfalls hätten diese irgendwelchen Druck von oben nicht ertragen; höchstens ein Schattenkönigtum, ohne eigentliche Machtauswirkung im Frieden, war mit ihrem Lebensgefühl vereinbar. Ein solches Königtum konnte aber auch leicht entstehen, und so ist es denn schon früh mancherorten entstanden.

Man wählte zum Herzog — oder Heerkönig, wie man auch sagte (altnordisch herkonungr) — naturgemäß am liebsten nicht bloß einen mächtigen, sondern den mächtigsten Mann, weil dieser von vornherein das höchste Ansehen mitbrachte und in der Regel der kriegserfahrenste war. Einen solchen mächtigsten Mann gab es wohl meistens, und es lag also schon von Natur so, daß die Wahl des Heerkönigs nur selten ein wirkliches Wählen, meist nur ein Ernennen und Beauftragen bedeutete und auch vor der Wahl und nach dem Kriege, für den sie vorgenommen war, jeder wußte, wer ein für allemal der König war. Da die Macht sich vererbte, konnte es generationenlang dieselbe Familie sein, die immer den Heerkönig stellte. Ferner vermehrt ein siegreicher Krieg stets An-

sehen und Macht des Führers, daher kamen bei glückhaften Auswanderern wie den Goten Männer und Sippen leicht zu herrscherartiger Autorität; oder es blieb dem Führer sogar nach eingetretener Ruhe die Befehlsgewalt erhalten. Gefahr drohte stets, und es war daher vorteilhaft, dauernd für sie auch insofern gerüstet zu sein, als der Befehlshaber im voraus bestimmt war (so wie man im Norden „Landesverteidiger" hatte, mächtige Männer wie Ketil aus Sogn — oben S. 42f., dem die Abwehr aller Feinde anvertraut war). Die Interessen der Mächtigen und derer, die von ihnen geführt und geschützt sein wollten, kamen einander entgegen. So ist es ganz begreiflich, daß es mehrfach Sitte wurde, einen König für alle Fälle zu ernennen und ihm, wenn er starb, sogleich den Nachfolger zu geben. Eine Völkerschaft hat sich dabei nach der anderen gerichtet. Und jede der so entstandenen Königsfamilien hat es den anderen an Macht und Glanz gleich- oder zuvorzutun gesucht. Die Stammbäume hinauf zu Wodan (Gaut, angelsächsisch Geat, langobardisch-lateinisch Gausus) haben die Hofdichter und Priester einander abgesehen, wobei die uralte Überlieferung vom erdentstammten Gott Twisko und seinen Nachkommen mit verwertet wurde. Sehr merkwürdig ist das Hochgefühl der Könige und ihrer Umgebung, das sich in diesen Genealogien und den Beinamen wie „götterentstammt" kundtat.

Gemäß seiner Entstehung aus dem Heerführertum hatte das Königtum als wichtigste Aufgabe den Krieg. Der König führte den Befehl bei feindlichem Einfall und bei kriegerischen Unternehmungen nach außen; in beiden Fällen bot er den Heerbann auf, dem jeder Waffenfähige ohne weiteres angehörte. Wieweit das Gebot beachtet wurde, das hing von der Lage und von dem Ansehen des Königs ab. Galt es die Verteidigung von Haus und Hof, so schloß sich so gut wie niemand aus. Wer es getan hätte, wäre der Verachtung verfallen, und diese unumstößliche Tatsache sorgte besser für Vollzähligkeit und Einmütigkeit des Heeres als jedes Gesetz. Dagegen war es mehr dem Ermessen der einzelnen überlassen, ob sie einen Raub- und Eroberungszug mitmachen wollten. Der König, der solche Pläne hegte, war nicht wesentlich anders gestellt als jene „Fürsten" bei Cäsar, die auf dem Ding Gefolgschaft sammeln für eine private kriegerische Unternehmung. Diejenigen schließen sich an, sagt Cäsar, welche mit der Sache und mit dem Manne einverstanden sind, d. h. welche beide erfolgversprechend finden. Er fügt hinzu: sie ernten den Beifall der Versammel-

ten. Der Beifall, der dem Unternehmenden sicher war, spielte eine große Rolle. War viel Stimmung vorhanden für eine Ausfahrt, so konnte die Lage ähnlich werden, wie wenn es Abwehr galt: wer ohne triftigen Hinderungsgrund beiseite blieb, lief die Gefahr der Verachtung. Das eigentlich Entscheidende war die Persönlichkeit des Königs. War er der rechte, so folgten ihm die Bauern bis auf den letzten Mann überallhin, dies galt als der wünschenswerte Zustand; und solche Könige waren glücklich und hatten sichere Anwartschaft auf Nachruhm, auch wenn sie unglücklich endeten (Chlodwig, Rolf Krake u. a.).

Auf dem Stuhl von Uppsala hatten nacheinander viele kraftvolle und erfolggekrönte Ynglinger gesessen, das Schwedenreich war von kleinen Anfängen angewachsen zur vielfältigen Größe der ursprünglichen uppländischen Völkerschaft, als — nach der norwegisch gefärbten Darstellung der Isländer — zu Beginn des 11. Jahrhunderts ein unwürdiger Nachkomme den Thron seiner Väter bestieg, Olaf, Eriks Sohn. Ihm soll der Gesetzesmann Thorgnyr einmal auf dem Ding ernstlich ins Gewissen geredet haben: „Die Schwedenkönige sind anders geworden gegen früher. Mein Großvater Thorgnyr erinnerte sich noch wohl an König Erik, Emunds Sohn, der hatte schon in jungen Jahren jeden Sommer das Aufgebot (leiðangr) unter Segel und unterwarf Finnland und Karelien, Estland, Kurland und andere östliche Landstriche, wo noch jetzt seine Erdwälle zu sehen sind, und doch war er nicht so hochmütig, kein Ohr zu haben für die Leute, die ihm Wichtiges zu sagen hatten. Mein Vater Thorgnyr lebte lange mit dem König Björn und kannte seine Art; seine Herrschaft stand mächtig und ohne Einbuße da, aber er war umgänglich gegen seine Freunde. Ich selbst habe Erinnerungen an König Erik den Siegreichen, war mit ihm auf vielen Heerfahrten; er vergrößerte das Schwedenreich und verteidigte es kraftvoll; und für unsere Ratschläge war er zugänglich. Aber dieser König, den wir jetzt haben, duldet nicht, daß einer sich ein Herz faßt und zu ihm redet, was er nicht hören will, dafür läßt er Provinzen[1] fahren aus Schwäche und Schlappheit. Er will Norwegen beherrschen, was kein Schwedenkönig vor ihm begehrt hat, und das schafft den Leuten[2] viel Beschwer. Wir Bauern wollen, daß du Frieden schließt mit dem Norwegerkönig!

---

[1] Unterworfene, tributpflichtige Länder; Tributpflicht gab es mindestens seit der Zeit des Harald Schönhaar.
[2] Bewohnern der Grenzbezirke, besonders Westergötlands.

Willst du aber die Herrschaften im Osten zurückerobern, welche deine Vorfahren dort besessen haben, so sind wir alle bereit, dir dorthin Heeresfolge zu leisten. Widerstehst du jedoch unserem Willen, so ziehen wir gegen dich und schlagen dich tot, denn wir dulden Friedensbruch und Gesetzwidrigkeiten[1] nicht. Unsere Vorfahren haben ebenso gehandelt, sie haben in einer und derselben Quelle auf dem Morading fünf Könige ertränkt,[2] die von Übermut geschwollen waren wie du gegen uns. Sage uns bald deine Entscheidung!"

Diese launige Erzählung der Heimskringla[3] gibt ein gutes Bild von der Gesinnung der Bauern gegen einen König, vor dem sie keinen Respekt haben, von ihrer Abneigung gegen fürstlichen Hochmut, nebenbei auch von ihrer geschichtlichen Denkungsart und dadurch von dem tiefen Eingewurzeltsein des altschwedischen Königtums, dessen Bestand als Institution auch durch die schlechtesten Vertreter nicht ernstlich gefährdet werden konnte, wohl aber in seiner Machtfülle stark abhing von dem Persönlichkeitswert, besonders der Energie seiner Inhaber.

Die Aufgebote, von denen Thorgnyr spricht, erfolgten in der Regel auf dem Ding. Die dort versammelte Landsgemeinde war ja das Heer und hieß so bei allen Germanen (selbst in Island, wo gemeinsame kriegerische Unternehmungen nicht in Frage kamen; wie auch z. B. der Friedlose dort „Waldmann" hieß, entsprechend den festländischen Verhältnissen, während der isländische Friedlose auf der kahlen Hochheide lebte), und das Heer beschloß auf Begehren des Königs den Auszug innerhalb einer Frist. Dies konnte auf einem der regelmäßigen, aber auch auf einem eigens dazu „gebotenen" Ding geschehen. Machte ein feindlicher Einfall Eile nötig, so ging der geschnitzte (mit Runen oder anderen Zeichen beritzte) Pfeil herum, das Symbol der Schnelligkeit und des Kampfernstes, eine Einrichtung, die oder derengleichen es schon in der Römerzeit gegeben haben muß, denn der Landsturm der Germanen sammelt sich schon damals in bei den schlechten Wegen erstaunlich kurzer Zeit. Für das kriegsuntüchtige Volk und die Habe hatte man große umwallte Zufluchtsstätten, Flucht- oder Volksburgen, wie ihre noch heute vorhandenen Reste heißen. Die

---

[1] Damit ist der vom Ding nicht gebilligte Krieg gegen Norwegen gemeint.
[2] d. h. geopfert, vgl. oben S. 76f..
[3] Thule Bd. 15, S. 120f. (Heimskringla herausgegeben von Finnur Jónsson, København 1893—1900, Bd. II, S. 142f.)

Gauten hatten um 500 an ihren felsigen Küsten feste Plätze angelegt, zur Verteidigung und zum Wachehalten gegen feindliche Flotten, Wikinge. Im angelsächsischen Epos wird uns eine Strandwache vorgeführt, die beritten in den Dünen hält. Noch zur Zeit, wo Adam von Bremen schreibt (11. Jahrh.), war Jütland stark heimgesucht von Strandräubern, damals wohl in der Mehrzahl Wenden, die später sogar einmal an der norwegischen Skagerrakküste erschienen sind (im August 1135).[1]

Die germanische Kriegskunst war der römischen eines Cäsar unterlegen, aber sie war im Besitz mancher Erfahrungen und Kunstgriffe und wurde oft mit kluger Überlegung gehandhabt. Tacitus hebt dergleichen bei den Chatten hervor. Festgeschlossene germanische Schlachthaufen treten in den Römerkriegen mehrfach auf (cunei). Später zeigen uns die Quellen das taktische Dreieck, das die Spitze gegen den Feind kehrt, den sogenannten „Eber" (altnordisch svīnfylking) oder „Eberkopf", welcher letztere Name (caput porcinum) eigentlich den spitzen Vorderteil dieser Aufstellung bezeichnet, ihren festen Kern. Denn vorne stand der Herzog oder König mit seinem persönlichen Gefolge, den erprobten, gut und gleichmäßig bewaffneten Kriegern, die ihre Schilde — es werden wohl nur die großen, rechteckigen dazu gebraucht worden sein, wie man sie nach Ausweis einiger der skandinavischen Felsritzungen schon seit der Bronzezeit hatte — zu einer festen Wand (altnordisch hamalt) die schrägen Fronten entlang zusammengeschoben hatten. Die Franken wenden diesen Angriffseber 553 bei Capua an, etwas später erscheint er in der sagenverklärten Bravallaschlacht (an der Bravik im östlichen Schweden) auf beiden Seiten. König Harald Kampfzahn hatte geglaubt, mittelst dieser Taktik, die Odin selbst ihn als Geheimnis gelehrt hatte, des schwedischen Gegners sicher Herr zu werden, aber auch der Schwedenkönig Sigurd Ring rückte mit einem „Eber" an; Odins Ratschlüsse sind unerforschlich, er wollte Haralds Tod und seinen Einzug an der Spitze von Tausenden in Walhall.[2]

---

[1] Näheres Heimskringla herausgegeben von Finnur Jónsson, Bd. III, København 1900, S. 330ff. = Thule Bd. XVI, S. 256ff.

[2] Über altgermanisches Kriegswesen handelte Karl Weinhold in seinen „Beiträgen zu den deutschen Kriegsaltertümern" (Berliner Sitzungsberichte 1891, S. 555ff.), in denen u. a. der Nachweis erbracht wurde, daß es Sitte germanischer Heerführer war, den Gegner zur Schlacht herauszufordern und mit ihm den Ort des Treffens zu vereinbaren; vgl. ferner „Feldherrtum und Kriegskunst der Germanen" von Gustav Neckel, Brehm-Verlag, Char-

IV. Religion

Statt von germanischer Religion sprach man früher von germanischer oder „deutscher" Mythologie. Wir kennen nämlich von den vorchristlichen Religionen Europas die Mythologie, d.h. die Göttersagen, am besten, weil diese den Glaubenswechsel überlebt haben, was die alte Frömmigkeit auf die Dauer nicht vermochte und auch der alte Kultus nur in bruchstückweiser Erinnerung; und die Göttersagen sind schön und unterhaltend.

Man fand sie früher auch tiefsinnig und gab ausgeführte Deutungen von ihnen, so Ludwig Uhland in seinem Buche über den „Mythus von Thor", das immer lesenswert bleiben wird, weil es den Dichter Uhland am Werke zeigt. Wer wollte es den Dichtern verwehren, die alten Göttergeschichten mit ihrer Phantasie zu umspielen? Sie machen auf diese Weise nicht bloß manchen Leuten ein Vergnügen, sondern schaffen auch — ohne es zu wollen — Urkunden ihrer selbst und ihrer Zeit, was sich ebenfalls lohnen kann. Was Richard Wagner uns in seinem „Ring des Nibelungen" von „Wotan" und „Fricka" erzählt, das ist unter anderem eine interessante Quelle für Wagners innere Biographie und für den Geist, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Deutschland beherrschte, besonders wenn man Wagners Dichtung mit ihren altnordischen Grundlagen vergleicht, von denen sie nicht weniger verschieden ist als die Palme von der Eiche: die Veränderungen, die der moderne Dichter vorgenommen, das, was er in die germanischen Mythen hineingesehen hat, kennzeichnet ihn und seine Zeitgenossen scharf und ergötzlich (dasselbe gilt von Wagners Behandlung der Heldensage von der wölsungischen Geschwisterehe).

Aber die ersten Deuter germanischer Göttergeschichten waren nicht Dichter, sondern Gelehrte. Olaf Rudbeck, ein schwedischer Polyhistor des 17. Jahrhunderts, hat den Anfang damit gemacht.[1] Damals gab es trockene Pedanten, die nichts lesen mochten, was nur schön und unterhaltend war, sondern lauter wirkliche oder doch glaubhafte Geschichte oder tiefe Weisheit von den Büchern

---

lottenburg 1934 (Volk und Wissen, herausgegeben von Prof. Dr. Hans v. Lengerken, Bd. 8).

[1] In seinem großen Werke „Atland eller Manheim", dessen erster Teil 1679 erschienen ist.

verlangten und daher für die Fabeln der Dichter eitel Spott und Verachtung hatten. Rudbeck wurmte es, daß auch die germanische Mythologie diese Geringschätzung erfuhr, und da er von ihrer Schönheit und Bedeutung durchdrungen war, unternahm er es, sie denen, die lediglich Wahrheit suchten, annehmbar zu machen, indem er einen eigentlichen, tieferen Sinn in ihr aufzeigte. Daß Baldr durch einen Mistelzweig getötet wird, den ein Blinder schleudert, und daß auch leblose Dinge, wie Steine und Metalle, um den Toten weinen, dies, sagte Rudbeck, kann nicht wörtlich zu verstehen sein, denn so etwas ist ja unmöglich; auf den wahren Sinn führt uns das Weinen der Metalle, das ja offenbar — die Quelle (Snorri[1]) sagt es ausdrücklich — ihr feuchtes Anlaufen in der Kälte bedeutet, feuchte Kälte ist eine herbstliche Erscheinung, also stirbt Baldr im Herbst, und als der lichte, strahlende Gott ist er natürlich der Sonnengott, die arktische Sonne, die im Herbst unter den Horizont herabsinkt — so wie Baldr in die Unterwelt geht —, und sein Töter, der „blinde" Höd, ist die Nacht (caeca nox sagt man lateinisch), die im nordischen Herbst über den Tag siegt. Also ein ewig wiederkehrender Naturvorgang, ein Stück kosmischer Wahrheit ist es nach Rudbeck, was die Baldrsage in seltsame sinnliche Bilder kleidet.

Daß diese Deutung den imponierenden Eindruck des Scharfsinns machen und außerdem durch Stimmungsgehalt die Gemüter gewinnen konnte, verstehen wir heute noch ohne weiteres, und bei der Unentwickeltheit der altnordischen Studien noch lange nach Rudbecks Zeit wundert es uns daher nicht, daß sie lange in hohem Ansehen geblieben ist und allerlei Nachfolge gefunden hat — bis auf den heutigen Tag. Solche, die den Quellen des germanischen Altertums immer noch fernstehen, werden nicht müde, Rudbecks Geist zu beschwören, sei es physikalisch, sei es moralisch, sei es metaphysisch. Schon die große Zahl dieser Deutungen, deren jede die einzig richtige zu sein beansprucht, kann die Augen der Laien dafür öffnen, daß das ganze Verfahren ebenso falsch ist wie das der unterlegenden, nicht auslegenden Fausterklärer, die Fr. Vischer unter

---

[1] Die Hauptquelle für die Baldergeschichte ist die Edda des Snorri Sturluson: Edda Snorra Sturlusonar, udgivet... ved Finnur Jónsson, København 1931, S. 63ff. = Thule Band 12, S. 103ff. Eine jüngere, euhemerisierende Fassung bietet Saxo Grammaticus (herausgegeben von Müller-Velschow S. 112ff. = Saxonis gesta Danorum... recognoverunt et ediderunt J. Olrik et H. Raeder, Hauniae MCMXXXI, S. 63ff.).

dem Pseudonym „Deutobold Mystifizinski" an den Pranger gestellt hat.

Der gesunde Überdruß an dem Hineingeheimnissen hat mit dazu geführt, daß das Interesse der Fachleute sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ganz von den Mythen abwandte und die „Mythologie" überhaupt in Mißkredit verfiel. Dies hing allerdings gleichzeitig auch damit zusammen, daß das unphilosophisch gewordene Zeitalter sich für die Weisheit der Alten überhaupt nicht mehr interessierte; die philosophische Spekulation hatte ebenso Schiffbruch gelitten wie die Mythendeutung, und der Tatsachensinn war erstarkt. Man ging daher auch bei der Beschäftigung mit der germanischen Religion mehr auf das Faktische aus, auf den Kult und seine Denkmäler (wie Ortsnamen, die Runensteine mit Thors Namen und dem Hakenkreuz und die isländischen Tempelruinen)[1] und man suchte örtliche und zeitliche Unterschiede und geschichtliche Entwicklungen festzustellen. Sogar die Mythen selbst wurden unter den Gesichtspunkt gestellt, ob sie nicht Zeugnisse für Kult enthielten, ob sie nämlich nicht verkleidete Kulthandlungen darstellten (Baldrs Tötung z. B. die Opferung eines Königs, ein Vorgang, der in anderen Religionen bezeugt ist), so daß das Deuten eine interessante Auferstehung erlebte, mit zeitgemäß verändertem Vorzeichen. Diese Bemühungen haben, wie alle Bemühungen des positivistischen Zeitalters, das Material und die Gesichtspunkte vermehrt, also Fortschritte gezeitigt, wenn auch manche Hypothesen verwirrend und dadurch hemmend gewirkt haben und das philologische Verständnis der Quellen vielleicht mehr zu wünschen ließ als früher.

Jede Religion ist eine Gestaltung des allverbreiteten Glaubens an die Mächte über uns. Die Religionen unterscheiden sich im einzelnen mannigfach, aber sie unterscheiden sich auch im ganzen, nämlich nach dem Grade, in dem sich die Gläubigen innerlich und äußerlich jenen Mächten unterordnen. Ein hoher Grad von Unterordnung, demütige, ja zitternde Unterwerfung, ist orientalischen Religionen eigen; das muß zusammenhängen mit der despotischen Verfassung der alten orientalischen Staaten, der Allmacht ihrer

[1] Im 17. Jahrhundert sah man manche altertümliche Kirche darauf an, ob sie nicht einst ein heidnischer Tempel gewesen sei. Man wußte noch nicht, daß, abgesehen von gewissen Römerbauten in Deutschland und England, die Backsteinarchitektur erst durch das Christentum in Germanien eingeführt worden ist. Aber auch nachdem dies längst feststand, hat man z. B. in Nordamerika Steinbauten der dort ums Jahr 1000 gelandeten Nordleute feststellen wollen.

Herrscher, deren einer — Xerxes — sogar das Meer soll haben peitschen lassen; so wie man diese Herrscher fürchtete, so fürchtete man auch die Gottheit, und wie man sich vor jenen auf den Boden warf, so auch vor dieser. Den Griechen war dieses Wesen fremd und zuwider. Sie traten ihren Herrschern und ihren Göttern anders, freier gegenüber. So war es noch zur Blütezeit der altgriechischen Kultur, die nicht bloß durch den Hochstand von Kunst und Philosophie, sondern auch durch das schöne, aufrechte Menschentum gekennzeichnet ist, von dem die Bildwerke noch heute unmittelbaren Eindruck geben. Dieses griechische Menschentum ist durch die städtische Zivilisation wohl verfeinert, nicht aber geschaffen worden. Es ist viel älter als die Mauern von Athen, älter als die hellenische Geschichte überhaupt. Denn wir finden seine wesentlichen Züge wieder bei den Germanen in oder nahe der alten Heimat, aus der die Vorfahren der Griechen südwärts gezogen sind. Die Germanen hätte das asiatische „Anhündeln" des Herrschers (griech. proskynein) noch heftiger angewidert als die freien Athener. Dafür bürgt uns schon der Bau der germanischen Gesellschaft, die stolze Unabhängigkeit der Adelbauern, ihre freimütige und furchtlose Selbständigkeit gegenüber dem König, aber auch die Stellung der Abhängigen, die Sklaven nicht ausgenommen, deren Menschenwürde, wie schon Tacitus hervorhebt, man zu achten pflegte (vgl. die Berserker, S. 58 f. und das in der Fußnote zu S. 61 mitgeteilte Beispiel von großmütiger Behandlung eines Sklaven durch seinen Herrn), und die sicherlich ebensowenig von Unterwürfigkeit wußten wie irgend jemand sonst in Germanien. Wie ähnlich das Verhältnis des Germanen zu seinen Göttern dem des Griechen zu den seinigen war, zeigt sich an den lustigen Götterfabeln: Wodan und Frija, das uneinige himmlische Ehepaar, wurden ähnlich humoristisch betrachtet wie ihr südliches Spiegelbild Zeus und Here, und dem derben homerischen Gelächter auf Ares' und Aphrodites Kosten entspricht die Heiterkeit über den in Weiberkleider gesteckten Thor und seinen Appetit, über Freyjas jungfräuliche Entrüstung und Lokis Skandalchronik.[1] Der Germane konnte

[1] Wodan und Frija bei Paulus Diakonus Buch 1, Kap. 8 und in der Prosa vor dem Eddaliede Grimnismál (in Thule Bd. 2, 2. Aufl., S. 80ff. weggelassen). Thor und Freyja im Thrymliede, ebendort S. 11ff., Loki ebendort S. 51ff. Die von dem gehässigen Spötter Loki gegen die Göttinnen geschleuderten Vorwürfe stehen in krassem Widerspruch zu der Reinheit der Ehen, die bei weitem nicht bloß Tacitus den Germanen bezeugt. Da einige Eddalieder keltische Einwirkungen zeigen und die altirische Literatur im

seine Götter hänseln; und gerade den Gott, der seinem Herzen am nächsten stand, den starken, gutmütigen Thor, hänselte er am liebsten. Dies ist nicht etwa, wie gelegentlich behauptet wurde, eine Verfallserscheinung, sondern es gehört zum Wesen germanischer Religiosität.

Es gab öffentlichen, und es gab privaten Gottesdienst. Letzterer, über den im Norden interessante Berichte vorliegen, ist in diesem Zusammenhang besonders aufklärend. Unter den norwegischen und isländischen Bauern standen manche zu einem einzelnen Gott in besonderem Vertrauensverhältnis. Es ist meistens Frey. Auf Island gab es Freysgoden, d. h. Freyspriester, Besitzer eines Freytempels. Ein solcher war Hrafnkel, der Held der nach ihm benannten Saga.[1] Er schenkte Frey, seinem *Freunde*, wie es ständig in solchem Zusammenhang heißt, die Hälfte von allem, was er besaß, machte also den Gott zu seinem Partner, so wie man sich mit einem Freund in den Besitz eines Waldes oder eines Schiffes teilte. Das ist ein Verhältnis der *Gleichberechtigung*, etwas, was man vom Standpunkt der vom Orient ausgegangenen großen Weltreligionen geneigt sein könnte, gar nicht als religiöses Verhältnis anzuerkennen, was aber doch ein solches ist, da es sich auch hier um festen Gottesglauben handelt, einen Glauben, der die Anerkennung der göttlichen Übermacht, die sich unerwartet wunderbar offenbaren kann, einbegreift, und der mit Hingebung verbunden ist, mag es auch eine männlich kühle, stolz zurückhaltende Hingebung sein. Die Übermacht des Gottes führt zu keiner ausgeprägten Unterordnung seines Verehrers, weil dieser selbst ein hochgespanntes Kraftgefühl hat und auf Grund dieses Kraftgefühles und der Siege verschiedener Art, die das Leben ihm bescherte, zugleich *an sich* glaubt. Er hat dabei — was kein Christ oder Jude verstanden hätte — ein vollkommen gutes Gewissen. Daß der Gott, den nordische Adelbauern in dieser Weise zu ihrem Vertrauten (fulltrūi) machen, gerade Frey zu sein pflegt, ist nicht Zufall, sondern beruht darauf, daß Frey, der gutes Wetter und Fruchtbarkeit für Vieh und Felder spendete, durch diese seine Sphäre die des Menschen ergänzte. Dieser konnte wohl die an-

---

Erotischen so ausschweifend ist wie die altnordische enthaltsam, liegt triftiger Grund vor, auch „Lokis Zankreden" zu jenen keltisch beeinflußten Denkmälern zu stellen. Ein germanischer Keim hat sich unter fremder Sonne entfaltet.

[1] Thule Bd. 12.

deren Menschen lenken und in Schach halten, aber gegenüber den Vorgängen, von denen Leben und Gedeihen seiner Wirtschaft am unmittelbarsten abhingen, mußte er sich weithin machtlos fühlen (obgleich man besonders Königen auch auf diesem Gebiete wunderbare Macht zugetraut hat). Daher sein Bündnis mit dem göttlichen Helfer, der das konnte, was er selbst nicht vermochte. Auf dieser Grundlage eines naiven religiösen Utilitarismus konnten verhältnismäßig warme Freundschaftsgefühle gedeihen; der Wunsch, den göttlichen Vertrauten zu erfreuen und kein Zeichen seiner Gunst unbeachtet und unerwidert zu lassen, konnte breiten Raum im Leben einnehmen und diesem dadurch religiösen Charakter aufprägen. Als ein Freund des Frey im nordwestlichen Island erschlagen worden und begraben war, beobachtete man, daß an der einen Seite seines Grabhügels kein Schnee liegen blieb. Man erklärte es sich so, daß Frey nicht wolle, daß es zwischen ihm und seinem Freunde je fröre. Frey wohnte im klaren Himmel; man sah und fühlte ihn im Licht und in den Sonnenstrahlen.

Auf der Insel Mostr[1] vor dem Hardangerfjord lebte der wohlhabende und mächtige Thorolf, ein „großer Freund" des Thor und Inhaber eines Thortempels. Als ihm Verwicklungen mit König Harald drohten, brachte er seinem Freunde ein großes Opfer dar und erkundete dabei durch das landesübliche Orakelverfahren (ganga til frēttar) dessen Rat; der Gott wies ihn nach Island. So brach er, von vielen Freunden — kleineren Leuten aus Mostr und Umgegend — begleitet, auf einem großen Seeschiff auf und nahm auch den abgebrochenen Tempel nebst der Erde unter dem Altar, auf dem das Gottesbild gestanden hatte, an Bord. Da trieb ihn guter Fahrwind übers Meer und um Islands Südwestspitze herum bis angesichts der großen Busen der Westküste, dann trat Windstille ein, und Thorolf warf nun die heiligen Hochsitzpfeiler über Bord, auf deren einem ein Thorbild geschnitzt war, und versprach laut dem Gotte, dort sich ansiedeln zu wollen, wo er die Pfeiler landen lassen würde. Sogleich trieben diese der nördlicheren Bucht zu, schnell, wie man erwartet hatte. Alsbald erhob sich eine Seebrise, und das Schiff segelte in jenen Busen hinein, der sich gewaltig breit und rings von hohen Bergen umgeben auftat und von Thorolf den Namen „Breitfjord" bekam. Er landete an der Südseite bei einer einladenden Bucht, wo sich bald denn auch die Hochsitzsäulen bei einem Vorgebirge („Thorskap") angetrieben fan-

[1] Heute Bömmelö (vgl. oben S. 9).

den, und wo man ein weites Landnahmefeld abgrenzte durch Umfahren mit dem Feuerbrand zur Abwehr der schädlichen „Landwichte"; der Grenzfluß nach Osten wurde „Thorsach" genannt. Bei dem Gehöft, das an jener Bucht entstand, wurde der mitgebrachte Tempel in stattlicher Größe neu errichtet, mit dem einem Kirchenchor ähnlichen Anbau, in dem der Altar stand mit dem pfundschweren Eidring darauf und dem Opferblutgefäß mit dem Zubehör zum Besprengen der Wände und der Versammelten mit dem heilbringenden Blut; Götterbilder standen um den Altar (wahrscheinlich Thor hinter diesem, Odin und Frey zu beiden Seiten). Auf dem Thorskap wurde die Stelle, wo der Gott gelandet war, zur Gerichtsstätte bestimmt und der weitere Umkreis als Dingplatz eingerichtet. Der gottgewählte Boden war heilig, so daß er nicht verunreinigt werden durfte, weder durch Blutvergießen noch durch Unrat, ja zu dem Berg, in den die Toten der Familie eingingen (Heiligenberg, oben S. 65), durfte niemand ungewaschen die Augen erheben. Als dem Thorolf im Alter ein Sohn geboren wurde, „gab" er ihn seinem Freunde Thor und nannte ihn demgemäß Thorstein (dessen Enkel war Thorgrim, der bekannte Gode Snorri, vgl. S. 65).[1]

Diese Auswanderung und Ansiedelung Thorolfs von Mostr ist ein Hauptbeispiel germanischer Frömmigkeit. Wir haben den Eindruck, daß dieser Großbauer und Häuptling sich kaum genugtun kann in dankbaren Ehrerweisungen an seinen Gott, dessen Freundschaft und große Macht ihn so sichtlich und so weise aus schwieriger Lage, die Tod oder Verlust der Väterfreiheit androhte, hinübergeleitet hatte zu neuem Reichtum und gleicher oder größerer Macht. Auch hier leistet der göttliche Helfer, was außerhalb des menschlichen Bereiches liegt. Während der milde Frey der Gott des klaren Himmels und guten Erntewetters war, beherrschte Thor die kräftigeren, ernsteren Wettererscheinungen, Gewitter, Regen und Wind. Deshalb riefen ihn auch sonst die Seefahrer an, aber als Wettergott überhaupt war er natürlich auch Bauerngott, und wahrscheinlich ist er seit alters der meist verehrte Gott gewesen. Wie wir aus Thorolfs Geschichte ersehen, beschützte er auch Ding und Gericht; Runeninschriften lehren, daß ihm der Friede des Grabes am Herzen lag.[2] Thor war somit ausgeprägt ein Gott, der für

[1] Die Landnahme des Thorolf von Mostr ausführlich in Thule Bd. 7.

[2] So schließt die Inschrift des Steines von Virring in Jütland mit dem Satze: „þórr wígi þási kuml!„ („Thor weihe dieses Denkmal!"). Ludvig

die Verwirklichung dessen, was in der Ordnung ist, und für die Verhinderung von dessen Gegenteil sorgte, ein Helfer nicht bloß des Landwirts oder Seefahrers als eines einzelnen, sondern auch dessen, der das Gemeinwohl im Auge zu haben hatte, des Häuptlings oder „Fürsten", wie Thorolf einer war.

Außer Freys- und Thorsfreunden gab es im alten Norden auch Odinsverehrer; einer von diesen war der berühmte Skalde und Krieger Egil, Skallagrims Sohn.[1] Egil hatte schon seinen Bruder im Kriege und einen seiner beiden hoffnungsvollen Söhne durch ein Fieber verloren, da wurde ihm auch der andere entrissen, indem er ertrank. Ein ergreifendes Kapitel der Egilssaga schildert, wie der Alte die angetriebene Leiche seines Lieblings sitzend vor sich auf den Sattel nimmt, mit ihr zum Grabhügel seines Vaters reitet und sie dort bestattet, dann sich in sein Lager einschließt, um Hungers zu sterben. Am dritten Tage läßt man seine Tochter Thorgerd, die an Olaf Pfau in Hjardarholt verheiratet ist, holen, damit sie helfe, und Thorgerd bringt nun durch kluge Behandlung den Vater so weit, daß seine Lebensgeister zurückkehren und er das Erblied auf den Toten dichtet, das sie in Runen auf Stäbe ritzt, damit es erhalten bleibt, wenn sie beide nun sterben. Aber bei der Ausübung seines edelsten Könnens erwacht Egil vollends zum Leben; er hat das Bitterste seines Schmerzes überwunden, indem er ihn in Versen gestaltete.

Das Gedicht, „der Söhne Verlust", ist erhalten und stellt das persönlichste Bekenntnis dar, welches das vorchristliche Germanentum hinterlassen hat. Der Dichter gedenkt darin auch der Götter, die seinen Verlust verschuldet oder geduldet haben, zuerst des Meergottes Ägir. An diesem würde er am liebsten mit dem Schwerte Rache nehmen, wenn nur seine helferlose Greisenkraft ausreichte. Dann sagt er von Odin, er sei sein Freund gewesen, aber der Gott habe die Freundschaft gebrochen, indem er Egils ersten Sohn in sein Luftreich emporhob, seitdem seien ihm die Opfer, die er dem Herrn von Walhall brachte, nicht mehr aus dem Herzen gekommen — und doch, fährt er fort, hat der Gott mir ja Sühne geleistet, denn er hat mir die makellose Gabe der Dichtkunst ver-

---

F. A. Wimmer, De danske Runemindesmærker, Haandudgave ved Lis Jacobsen, København og Kristiania, Gyldendalske Boghandel, 1914, S. 70; vgl. hier S. 103 (Stein von Glavendrup) und S. 111 (Stein von Sønder-Kirkeby auf Falster).

[1] Seine Saga in Thule Bd. 3.

liehen und dazu eine Sinnesart, durch die ich mir noch immer heimliche Widersacher zu offenen Feinden umgeschaffen habe. Diese Offenheiten des schmerzbewegten Egil zeigen vielleicht eindrucksvoller als alle anderen Zeugnisse die Gleichstellung mit den Göttern, die der stolze germanische Große als selbstverständlich für sich in Anspruch nimmt.

Der Glaube starker Männer an sich selbst, von dem die Rede war, konnte über den an die Götter derart die Oberhand gewinnen, daß die Betreffenden nicht opferten und offen erklärten, nur auf die eigene Macht sich zu verlassen (trūa a mātt sinn ok megin). Dabei ist unter „Macht" auch manches von dem zu verstehen, was wir „Glück" nennen würden. Überraschende Erfolge und Erscheinungen wie das bei uns zur Zeit Wilhelms des Ersten sprichwörtlich gewordene „Kaiserwetter" (der Sonnenschein, der jede Parade und jeden Städtebesuch des Monarchen zu begleiten schien) rechnete man unter Umständen der Persönlichkeit zu, auch wenn diese nicht als Zauberer bekannt war. Grim Lodenhaut, der mächtigste Mann in Helgeland um 800, hatte immer günstigen Fahrwind, mochte er von seiner Insel Hrafnista nach Norden segeln zum weißen Meer auf „Finnenhandel" (finnkaup) oder südwärts die Schären entlang, um aus Jäderen oder der Vik Korn zu holen. Da er kein Opferer war, konnte dies nur darauf beruhen, daß ihm, der auch anderweit mehr konnte als andere, gottähnliche Kraft innewohnte. Grims angeblicher Sohn Odd (Örvar-Odd, d. i. „Pfeil-Odd"), ein berühmter Wiking und der Held einer der bekanntesten Sagas,[1] soll schon in jungen Jahren allem Religionswesen — so dem Treiben der von Hof zu Hof ziehenden Wahrsagerinnen — abhold gewesen sein; jedenfalls war er einer jener „Götterlosen", die nur der eigenen Macht vertrauten. Seine Züge führten ihn, wie viele andere Nordleute jener Zeit, bis ins Mittelmeer, und dort, in Sizilien, ließ er sich bewegen, die Taufe anzunehmen. Die „Götterlosen" liehen den Bekehrern durchschnittlich ein willigeres Ohr als die Freunde des Thor oder Frey; der „weiße Krist" brauchte ja aus ihrem Herzen keinen Nebenbuhler zu verdrängen, und ihre Abneigung gegen Gottesdienst war zu überwinden, weil der christliche Kultus mit Glockenklang, Gesängen und Prachtentfaltung ganz neue Reize bot, die Versprechungen der

[1] Qrvar Odds Saga ed. Richard Constant Boer, Leiden 1888 — Qrvar Odds Saga, herausgegeben von R. C. Boer, Halle a. S. 1892 (Altnordische Sagabibliothek von Cederschiöld, Gering und Mogk, Heft 2).

neuen Religion sich auf eine den meisten ganz neue Sphäre bezogen, nämlich auf das Jenseits, und ihre wichtigsten Forderungen, Almosengeben und Schonung der Schwachen, der germanischen Gemütsart nicht fremd waren, sondern ihr oft geradezu entgegenkamen. In Willibalds Biographie des Bonifazius wird erzählt, wie der Apostel der Deutschen in Hessen neben vielen eifrigen Heiden auch solche vorfand, die „schon gesunderen Sinnes waren und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten“. Das waren gewiß zum Teil solche selbstbewußten „Götterlosen“, derengleichen es von jeher bei den Germanen gegeben zu haben scheint, zum größeren Teil allerdings waren es religiös Träge und Gleichgültige, die ebenfalls nie gefehlt haben. Schon Cäsar ist es aufgefallen, daß im Gegensatz zu den höchst religionseifrigen Galliern die Germanen sich mit Opfern verhältnismäßig wenig abgaben. Das bestätigen die nordischen Quellen vollauf. Ein Spruch der Edda lautet so:

Besser nichts erfleht,
Als zuviel geopfert:
Auf Vergeltung die Gabe schaut;
Besser nichts gegeben,
Als zu Großes gespendet:
Eitel manch Opfer bleibt[1].

„Auf Vergeltung die Gabe schaut“ war ein Sprichwort, das zunächst auf menschliche Verhältnisse gemünzt war. Wir können seinen nüchternen Sinn wiedergeben mit „Eine Hand wäscht die andere“.

Es scheint also nichts im Wege zu stehen, daß wir Willibald Glauben schenken, wenn er behauptet, bei der Fällung der Geismarer Donarseiche durch Bonifazius habe sich kein ernstlicher Widerstand der Heiden bemerkbar gemacht, und diese hätten sich unter dem Eindruck des Wunders alsbald bekehrt. Und doch ist der Wahrheitsgehalt dieser und ähnlicher Bekehrungsgeschichten sicher äußerst gering. Wie es in Wirklichkeit bei der Durchsetzung des Christentums zugegangen ist, das erfahren wir nur aus den nordischen Quellen, besonders aus Snorris Lebensbeschreibungen der beiden Olafe, der königlichen Apostel Norwegens; denn nur hier ist die Sachlichkeit und Unparteilichkeit — unbeschadet der christlichen Überzeugung auch Snorris. Der Lateiner erzählt uns einerseits Dinge, die er unmöglich wissen kann — die Seelenregun-

[1] Nach Genzmers freier Verdeutschung, Thule Bd. 2, 2. Aufl., S. 145.

gen der Heiden —, andererseits läßt er Wichtiges aus; so erfahren wir von ihm z. B. nichts darüber, wie es kommt, daß eine so große Menschenmenge der Fällung der heiligen Eiche beiwohnt. Entweder ist dies eine starke Übertreibung, oder es hat sich um ein Ding gehandelt, und im letzteren Falle könnten wir verlangen, zu erfahren, wer das Ding berufen hatte, welche Redner auftraten, und wie es den angelsächsischen Geistlichen möglich gewesen war, dort Zutritt zu erlangen — wenn wir es mit ernster Geschichtschreibung zu tun hätten und nicht mit einer Erbauungsschrift. Es ist sehr schade, daß ernste, zeitgenössige Geschichtschreibung über die Bekehrung Deutschlands vollständig fehlt. Aus dem unklaren, langatmigen Predigtstil Willibalds lassen sich für unsere Frage nur einzelne sicher geschichtliche Tatsachen entnehmen, kleine Oasen in einer dürren Wüste. Eine solche Tatsache von großem Interesse ist die Donarseiche und ihre Fällung. Heilige Bäume und Haine sind auch im Norden — letztere auch schon bei Tacitus — für die Germanen bezeugt, und die Zerstörung der Heiligtümer war im 10. und 11. Jahrhundert in Norwegen und Schweden ebenso ein Ziel der Bekehrer wie in Hessen im 8. Jahrhundert. Historisch ist es auch, daß Bonifazius, wie sein Biograph gleich anschließend erwähnt, sich in Thüringen an „die Ältesten der Gemeinden und die Fürsten des Volkes“ wandte. Das war das altbewährte und auch später im Norden mit Erfolg geübte Verfahren. Die Christianisierung der Germanen ist von oben nach unten gegangen. Auch wo es, wie in Norwegen, der Kirche gelang, Könige als Apostel in Bewegung zu setzen, gingen diese nach demselben Grundsatz vor.

Olaf Tryggvason erreichte die Taufe der hardangischen Bauernschaft, indem er die dort herrschende Familie des „Haruden-Kari“, Erling Skjalgsson von Sole und seine Oheime, durch Verschwägerung an sich fesselte, so daß sie die Masse ihm gefügig machten; er bediente sich also des Ehrgeizes der Großen, welche aber selbst dazu die Hand boten, weil sie einen gewaltsamen Austrag scheuten — der König war zu mächtig — und aus der unangenehmen Lage wenigstens einigen Gewinn für sich herausschlagen wollten. Von heidnischem Bekenner- und Märtyrergeist ist also jedenfalls in Hardanger nichts zu spüren, und weiter südlich im Lande erst recht nicht, wo man — in Rogaland mit einigen Umschweifen, in der Vik ohne solche — Olafs Befehl sich murrend beugte. Im Drontheimischen dagegen setzte es ernste Schwierigkeiten. Auch hier

wandte der König sich an die führenden Familien, aber er mußte Gewalt und kalte Hinterlist anwenden, das Haupt des Widerstandes, der reiche Jarnskeggi von Yrjar, wurde durch die Königsmannen ohne Kampf erschlagen, ehe die äußere Unterwerfung der führerlos Gewordenen und Entmutigten erfolgte. Trotzdem gingen im Binnenlande, bei den „Innentröndern“, die Opferfeste weiter wie seit Urzeiten — drei im Jahr, eins zu Sommers-, eins zu Wintersanfang und eins zu Mittwinter —, und noch zwanzig Jahre später war dort fast alles heidnisch, so daß der zweite Olaf — der „Dicke“, später „der Heilige“ zubenannte — neues Blut fließen lassen, manchen von Haus und Hof verjagen, viele verstümmeln oder blenden lassen mußte (1022). Ähnlich ging es damals im inneren norwegischen Hochland, wo ebenfalls noch viel Heidentum war. Die Drontheimer Bauern haben übrigens schon im Jahre 952 Hakon dem Guten, der als Pflegesohn des Angelsachsenkönigs Ädelstan die ersten Bekehrungsversuche in Norwegen machte, trotzig die Stirne geboten, wovon die Heimskringla anschaulich erzählt.[1] Später, unmittelbar vor Olaf Tryggvason, war Hladir am Drontheimfjord der Sitz des Jarls Hakon, der als Herrscher über den größten Teil Norwegens ein bewußter Vorkämpfer des Väterglaubens gewesen ist.

Ähnlich zäh wie im Drontheimischen haftete die germanische Religion in den angrenzenden schwedischen Landschaften und in Uppland und Smaaland. Der große Haupttempel von Uppsala, den Adam von Bremen mit dankenswerter Genauigkeit beschreibt, stand im 11. Jahrhundert noch in voller Blüte, obgleich mit Hilfe des Königs Stēnkel in dem benachbarten Sigtuna ein Bistum errichtet war. Der eifrige deutsche Bischof Adalward hatte einen Anschlag auf den Heidentempel vor, von dessen Niederbrennung er viel erhoffte, aber der Schwedenkönig riet davon ab, weil die Heiden jenen zum Tode verurteilen und ihn selbst aus dem Lande jagen würden. Ein um dieselbe Zeit in Schweden tätiger angelsächsischer Missionar unternahm es, ein Thorbild in einem Tempel mit einer Axt zu zertrümmern, fand aber dabei durch empörte Thorsfreunde den Tod. Was die schwedischen Könige betrifft, so hatte schon jener Olaf, dem die Bauern auf dem Ding seine Schwäche und seinen Hochmut vorhielten (S. 81 f.), sich taufen lassen, aber dem Christentum in Uppland und nördlich davon noch keine Stätte geschaffen. Dies tat erst der erwähnte Stēnkel, mit

[1] Snorris Königsbuch, Erster Band, Thule 14.

dem eine neue Herrschersippe den Thron bestieg, und besonders sein Sohn Ingimund. Von ihm rühmt eine deutsche Quelle, er habe den Heidentempel zu Uppsala gereinigt und zu christlichem Gebrauch eingeweiht. Gleichwohl erhob sich gegen ihn noch eine übermächtige Reaktion. Die Bauern verlangten auf dem Uppsalading von ihm Wiederherstellung der alten Gesetze und Sitten oder seinen Abgang. Der König weigerte sich und mußte den Bauern weichen (ihren Steinwürfen, wie die isländische Quelle sagt). Er floh nach dem schon älteren Bischofssitz Skara in Westergötland, während sein Schwager Svēn, den die Bauern statt seiner ernannten, die alten Pferdeopfer an Odin auf der Stelle wieder einführte („Opfer-Sven", Blōt-Sveinn). Nach drei Jahren überfiel Ingimund mit Gefolge diesen letzten Heidenkönig im Morgengrauen in seinem Hause mit Feuer, und während die Menschen drinnen im Rauch erstickten, ging Sven hinaus und fiel fechtend. Ein letzter heidnischer Sproß des alten Ynglingergeschlechtes, Ingwar, fand landflüchtig ein ruhmvolles Ende im fernen Südosten. Von seinen und seiner Leute Taten erzählen Runensteine in Uppland und Södermanland.

Die germanische Religion ist also nicht stumm und widerstandslos vom Schauplatz abgetreten; auch in Süddeutschland und England ist dies gewiß nicht der Fall gewesen. Auch die Gleichgültigen leugneten Dasein und Macht der Götter ja nicht, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß etwas, was man lange besessen hat, ohne es zu schätzen, in dem Augenblick, wo es einem entrissen werden soll, Wert gewinnt; ferner ist unerbetene fremde Einmischung niemandem erwünscht, am wenigsten dem stolzen und kühlen Germanen, der sich eins mit seinen Vätern weiß. Wenn wir in Alkuins Leben des heiligen Willibrord von den Besuchen lesen, die dieser Missionar dem Friesenkönig Radbod machte, um ihn zu gewinnen, so verstehen wir bei genügender Vertrautheit mit germanischem Wesen ohne weiteres die Verbindung von Gastlichkeit und Ablehnung im Benehmen des Fürsten. War dieser einigermaßen feinfühlig (worüber wir nichts wissen), so ist ihm der Fremde als ein Zudringlicher erschienen. In der Biographie eines anderen angelsächsischen Glaubensboten, des heiligen Lebuin, von Hugbald wird erzählt, wie Lebuin auf dem Alding der Sachsen die zu Beginn der Tagung der Sitte gemäß Opfer darbringende Menge von der Nichtigkeit ihrer Götzen und von der christlichen Wahrheit überzeugen wollte und durch seine Reden solche Entrüstung

erregte, daß man ihm mit ausgerissenen Zaunpfählen zu Leibe wollte. Da griffen andere zu seinen Gunsten ein, und ein vornehmer Mann stellte von „einem erhabenen Orte" aus (d. h. wohl vom Rednerhügel aus, der dem altisländischen Gesetzesberg entsprach) den aufgeregten Leuten vor, es entspreche dem Herkommen der Sachsen nicht, Gesandte zu verunglimpfen („Heilig ist der Herold, der dahinzieht allein", heißt es schon im alten Liede von der Hunenschlacht, Thule I, S. 30); daraufhin beschloß man sofort, daß auch dieser Fremde unverletzlich sein und frei solle abziehen dürfen. Der Edeling soll auch auf die Macht des dreieinigen Gottes verwiesen haben. Aber das wäre wenig klug gewesen und ist schon aus diesem Grunde unwahrscheinlich. Auch ohne christliche Sympathien des Edelings ist sein Auftreten aus germanischer Anschauung heraus ebenso verständlich wie die Achtung König Radbods vor dem Gastrecht, und dieser war Vollblutheide. Von Erfolgen Lebuins auf dem Sachsending verlautet nichts; es heißt vielmehr, er habe dort nur den Märtyrertod gesucht, was zu seinem Leidwesen mißlungen sei. Diese Beispiele zeigen, daß auch in Deutschland die Reden der Bekehrer, obgleich das Gast- und das Botenrecht sie schützte, keinen andern Eindruck zu erzielen pflegten, als daß in ihnen enthaltene Ausfälle gegen die Landesreligion die Menge in Harnisch brachten; ebenso wie im Norden, wo ebenfalls, soweit wir sehen können, die Missionspredigt als solche wirkungslos verhallte. Abgesehen von privaten Umstimmungen einzelner ist es immer nur die Vereinigung von Willen und Macht — auch solcher einzelnen — gewesen, was die Unterwerfung der germanischen Völker unter das Kreuz herbeigeführt hat. Daß es dabei nur selten (wie in Schweden) zu Waffengängen gekommen und der Ausgang schließlich überall derselbe gewesen ist, beruht auf dem Gang der Weltgeschichte und der überlegenen Zielbewußtheit der Christen, während die Germanen plan- und ziellos und außerdem uneinig waren.

Ins Jahr 974 setzen die Sagas einen Vorgang, der als eindrucksvollste Episode aus dem Kampf der Religionen denkwürdig bleibt. Jarl Hakon hatte mit dem Norwegerheer am Danevirke dem Kaiser Otto widerstanden. Da umging dieser die Dänen und Norweger, indem er mit seinem riesigen Heere — in dem sich auch der junge Olaf Tryggvason befand — über die Schlei setzte. Er rückte bis an den Limfjord vor, und auf der Limfjordinsel Mors war es, daß unter dem Eindruck eines Mirakels — Bischof Poppo trug

glühendes Eisen — König Harald Blauzahn mit seinem ganzen Heer die Taufe nahm und auch der norwegische Jarl sich taufen lassen und dazu verstehen mußte, Priester mit nach Norwegen zu nehmen, damit auch dieses Land dem Christentum gewonnen würde. Die deutschen Waffen, besonders das Reiterheer — die Nordleute kämpften noch nach alter germanischer Weise fast nur zu Fuß — müssen gewaltig gedroht haben! Als aber günstiger Wind aufkam, da setzte Jarl Hakon die geistlichen Herren aus seinem Schiff ans Land und stach mit der Flotte in See. Er umsegelte Skagen, heerte an beiden Küsten des Öresund und steuerte um Schonen herum bis zu den „Gautenschären". Dort landete er und vollzog ein großes Opfer; da kamen zwei Raben geflogen und krächzten laut; das war ein Zeichen, daß Odin das Opfer angenommen habe und der Tag günstig sei zum Kämpfen (Raben waren, ebenso wie Wölfe, siegverheißende Angangstiere, und es waren die Tiere Odins; erst das Christentum schuf den Begriff des „Unglücksraben"). Der Jarl ließ alle seine Schiffe verbrennen, rückte „unter dem Heerschild" landeinwärts, schlug den Jarl Ottar von Gautland und gelangte mit reicher Beute auf dem Landwege heim nach Drontheim.

Der Jarl rächt sich also für die Demütigung dadurch, daß er christliche Länder — auch Gautland war bereits ein solches — mit Krieg überzieht. Er behandelte alle Christen als seine Feinde, ebenso wie die Kirche alle Heiden bekämpfte. Er führt einen Religionskrieg, und zwar einen reineren Religionskrieg als vor ihm die Araber und die deutschen Kaiser, da er nicht wie diese Land erobern, sondern — trotz der gemachten Beute, unter der sich Kirchenschätze aus Gautland befunden haben werden — im wesentlichen nur die feindliche Religion schädigen, seinen Haß gegen diese ausleben will. Es ist keine Angriffs-, sondern eine Verteidigungs- und Vergeltungsfehde — wie jede germanische Fehde. Wie sonst so oft, so greift auch hier die gekränkte Ehre zur Waffe. Aber sonst ging es gegen eine Sippe oder gegen einen Stamm, ein Reich. Daß die bekämpfte Partei sich nicht nach Sippe oder Staat bestimmt, sondern nach der Religion, das war etwas Neues, wozu erst die Kirche durch das unterschiedslose Ceterum censeo ihres Kreuzzugsgedankens die Germanen erzogen hatte. Jarl Hakon, der Christenfeind, war als solcher ein Schüler der Kirche. Er war es auch insofern, als er die Norweger antrieb, die zum Teil zerstörten Tempel wieder in Stand zu setzen und die alten Götter zu ehren.

Jarl Hakon war einer jener ganz Starken, die sonst gern auf die eigene Kraft allein vertrauten. Von ihm und seinem Sohne Eirik, dem eigentlichen Helden der großartigen Erzählung von der Jömswikingerschlacht,[1] haben wir den Eindruck, daß dieses Geschlecht eins der kraftvollsten und lebensprühendsten gewesen ist, von denen die Geschichte der Germanen weiß. Und dabei eine heidnische Frömmigkeit, die wenigstens in den Quellen nicht ihresgleichen hat. Die Götter belohnten das: in den ersten Regierungsjahren Hakons herrschte in Norwegen ein fast unerhörter Überfluß an Korn und Heringen, und das gefährliche Treffen gegen die ins Land gefallenen Jomswikinger endete dank einem Hagelschauer von Norden mit blutiger Niederlage dieser Dänen. Kein Wunder, wenn schließlich den erklärten Göttergünstling Hakon Übermut befiel, so daß er die Drontheimer Bauern gegen sich aufbrachte und so seine Herrschaft der stärksten Stütze beraubte.

Der Dänenkönig aber ließ, nachdem die Deutschen abgezogen, bei Jellinge in Jütland (nördlich von Vejle) zwischen den hohen Grabhügeln seiner Eltern Gorm und Thyre einen großen Runenstein errichten, dessen Inschrift besagt, Harald, König von ganz Dänemark und Norwegen, habe die Dänen zu Christen gemacht. Auch dänische Chroniken nennen Harald Blauzahn als ersten christlichen König, wenn sie auch gleichzeitig noch von einer heidnischen Empörung gegen seine Herrschaft melden. Jedenfalls machte um diese Zeit das Kreuz den größten Fortschritt seit der Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen. Die Asen flüchteten über das norwegische Gebirge und die schwedischen Urwälder nordwärts.[2]

Die späteren Jahrhunderte des germanischen Heidentums stehen überhaupt unter dem Zeichen des Zurückweichens vor der Kirche und der christlichen Einflüsse. Im Süden und am Rhein hat beides schon früh begonnen. Die christlichen Einflüsse sind oft überschätzt

---

[1] Der Höhepunkt dieser Saga, die Hinrichtung der Gefangenen mit Eiriks Großmut, ist deutsch wiedergegeben in des Verfassers Heft „Germanisches Heldentum, Quellensammlung altgermanischer Lebenszeugnisse", Eugen Diederichs, Jena 1915.

[2] Zur Christianisierung der Germanen finden sich weitere vielsagende Tatsachen bei A. Heusler, Germanentum (Heidelberg 1934, S. 115ff., man beachte den Nachweis S. 129) und in der Sammelschrift „Das Schwert der Kirche und der germanische Widerstand" vom Verfasser und Mitarbeitern der „Nordischen Stimmen", Heft 18 der von Dr. B. Kummer herausgegebenen „Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken" (Adolf Kleins Verlag, Leipzig).

worden — man hat sie da gesucht, wo jede Aussicht, sie zu finden, fehlte —, aber zu leugnen sind sie nicht. Das Christentum selbst enthält Bestandteile, die ihm von außen zugekommen sind. Diese stören die Einheitlichkeit des Phänomens „Christentum" nicht, und so stellt sich auch die germanische Religion recht einheitlich dar, ohne daß dadurch christliche und sonstige fremde Elemente in ihr ausgeschlossen werden, deren Vorhandensein nach sonstiger Erfahrung und allgemeiner Wahrscheinlichkeit notwendig angenommen werden muß. Daß der Grundriß der altnordischen Tempel einem Kirchengrundriß gleicht (S. 89), wird schwerlich anders als aus Nachahmung der kirchlichen Bauweise zu erklären sein. Die eigenen Götter sollten in einem ähnlich vornehmen Hause wohnen wie der Gott der Christen, der einen freilich sonst nichts anging. Es ist eine Erscheinung gleicher Art, wie wenn Jarl Hakon etwas wie heidnische Kirchenzucht einführt.

In einer geheimnisvollen Eddastrophe sagt Odin von sich: „Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum neun Nächte lang, mit dem Ger verwundet und dem Odin gegeben, ich selbst mir selbst, an jenem Baume, von dem niemand weiß, aus was für Wurzeln er wächst." Es folgen dunkle Verse von einem Brotleib und einem Trinkhorn. Dann späht der gefesselte Gott in die Tiefe, nimmt, laut wehklagend, Runen auf und wird durch deren Zauberkraft frei. Der Baum, der aus unbekannten Wurzeln wächst, ist die Weltesche Yggdrasil. Das Hängen und Durchbohren mit dem Speer ist die Form, wie dem Wodan die Menschenopfer dargebracht wurden; die Speerwunde bedeutete den Kampftod, den Wodan von seinen Getreuen verlangte; die Hängung hoch im Winde sollte den Geopferten dem durch die Luft fahrenden Gott darbieten, so daß er ihn auf seiner wilden Jagd mitnahm. Die Neun ist uralte, indogermanische, heilige Zahl. Zählung nach Nächten ist, ebenso wie Zählung nach Wintern, ebenfalls alter, bodenständiger Germanenbrauch, den schon Tacitus kennt. Der Mythus von Odins Hängung und Selbstopferung sieht also gut germanisch aus. Und doch ist er wohl nur die Germanisierung von Christi Kreuzestod. Irgendwann innerhalb der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hat irgendwo an der Donau oder am Rhein ein germanischer Thul von dem Opfertode des fremden Gottes am Kreuz gehört, und daraus ist in seiner lebhaft ergriffenen Phantasie das geworden, was wir in der Edda lesen: ein Zeugnis weniger von christlichem Einfluß auf die ungetauften Germanen als von deren sou-

veräner Verständnislosigkeit gegenüber der jüdisch-christlichen Gedankenwelt.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit müssen südliche Religionen zu uns herübergewirkt haben. Balder, der Liebling der Götter und Menschen, welcher stirbt und von aller Natur und Kreatur beweint wird, in die Unterwelt wandert und von Hel zurückerbeten wird, ähnelt dem Adonis und besonders dessen Urbild, dem sumerisch-babylonischen Wachstumsgott Tamuz, so sehr, daß er ebenso wie Adonis letzten Endes aus Mesopotamien stammen muß. Im alten Vorderasien sind Kulte und Religionen aufgeschossen wie Pflanzen in einem Treibhhause, und mehrere von diesen sind weit nach Europa hinein ausgestrahlt, am weitesten und am nachhaltigsten das Christentum, aber vor, neben und nach ihm auch andere Religionen, so die Verehrung des Adonis, Attis, Mitra und anderer Heilbringer. Der nordeuropäische Vertreter dieser Gruppe ist Balder.[1] Auch er erscheint in interessanter Weise germanisiert, aber die fremden Bräuche und Vorstellungen haben sich in diesem Falle merkwürdig stark geltend gemacht und sich merkwürdig treu durch die Jahrhunderte behauptet, wenn auch anscheinend lange nicht überall in Germanien. So sicher es Balderheiligtümer gegeben hat, und so sicher der todgeweihte Gott nicht bloß in Skandinavien und Dänemark, sondern auch in Norddeutschland bekannt gewesen ist, so gewiß ist die Spärlichkeit seiner Bezeugung nicht zufällig. Als den nordischen Baldergläubigen die erste Kunde von Christus zukam, fiel ihnen die Ähnlichkeit der beiden Gestalten auf, und sie machten ihren Balder, um es den Fremden gleichzutun, vollends zu einer Art Christus, indem sie ihn „blutiges Opfer" nannten.

Schon Tacitus weiß, daß hier und da in Germanien — ähnlich wie in Rom — auch fremde Gottheiten verehrt wurden. „Einen Teil der Sweben" läßt er nämlich der ägyptischen Isis opfern, die auch in Rom Anhänger hatte, und für deren Kult ein herumgeführtes Schiff kennzeichnend war. Wenn es auch fraglich bleibt, ob die betreffende Göttin bei den Sweben wirklich „Isis" hieß — denn dies könnte ja „römische Interpretation" sein —, so liegt doch kein Grund vor, die Richtigkeit der Angabe an sich zu bezweifeln. Von einem der östlichen Stämme, den „Nahanarvalern" im heutigen Schlesien, berichtet Tacitus, daß dort ein göttliches Brüderpaar verehrt werde und der Priester wie eine Frau gekleidet sei, also

[1] „Balder" ist die altdeutsche Form des Gottesnamens, Baldr (s. o.) die altnordische.

lange Gewänder trage. Es ist dies eine der Stellen in der „Germania“, wo man den germanischen Berichterstatter zu hören glaubt. Als die ersten christlichen Glaubensboten, talartragende Geistliche, nach Island kamen, verspottete man sie dort als Weiber, wegen ihrer Tracht. In ähnlichem Sinne werden sich die Nachbarn der Nahanarvaler über deren sonderbare Priestertracht unterhalten haben. Gewiß war diese Tracht die Nachahmung irgendeines südöstlichen Vorbildes. Durch Schlesien ging eine alte Handelsstraße die Oder hinab. Die lappische Nachahmung germanischen Opferbrauchs lehrt, daß germanische Opferpriester Kränze auf dem Haupt getragen haben, nach mittelmeerischer Sitte. Gerade auf dem Gebiete der Tracht und des Schmucks sind Entlehnungen von Volk zu Volk etwas sehr Häufiges. Die Germanen, die nicht auf südlichem Kulturboden den Zusammenhang mit den Stammesgenossen verloren hatten, haben in ihrer Masse keine Neigung gezeigt, fremde Moden anzunehmen, im Gegensatz zu den germanischen Völkern im Mittelalter und in der Neuzeit; Hosen, Haartracht u. a. unterschieden sie dauernd von Römern und Griechen. Aber die gehobene Sphäre des Gottesdienstes konnte leicht Ausnahmen schaffen. Die betreffenden Kulte konnten gleichwohl bodenständig sein, wie denn Tacitus dies von dem Kult der germanischen Dioskuren ausdrücklich hervorhebt. Diese sind wahrscheinlich ein Erbe aus indogermanischer Urzeit, da sie nahe Gegenstücke bei Indern (die Açvins) und Griechen haben.

Unter denselben Gesichtspunkt fällt der Hauptbestand der germanischen Religion. Nicht bloß der sogenannte niedere Aberglaube, einschließlich Beschwörungsformeln — wie die des Merseburger Balderspruches, die sehr ähnlich im Veda wiederkehrt —, ist indogermanisch — war bei den Vorfahren der Germanen in Gebrauch lange, ehe der letzteren Sprache entstand —, sondern auch der Glaube an die Himmelsgötter, die von oben alles sehen und lenken, und die man im Freien anruft, so wie in einem Eddaliede Sigurd und die von ihm erweckte Walküre auf Bergeshöhe beten:

Heil euch, Asen!
Heil euch, Asinnen!
Heil dir, fruchtschwere Flur!
Rat und Rede
Gebt uns ruhmreichen beiden
Und heilkräftige Hände!

„Asen“ (älter „Ansen“, ansis[1]) war der verbreiteste germanische Name für die übermächtigen Wesen am Himmel und im Luftraum, die bei den Römern superi (die Oberen), bei den Griechen uranioi (die Himmlichen) hießen. Die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen zeugt von lebhafter Beschäftigung mit diesen Wesen. Besonders merkwürdig ist ein Name für sie, der nur im Altnordischen begegnet und dort tīvar lautet, aber uralt ist, denn er ist dasselbe Wort wie das gleichbedeutende lateinische dei (dii.divi) und das ebenfalls gleichbedeutende altindische dēvāh; es ist dies also ein nachweislich urindogermanischer Name für die Himmelsgötter. Schon in indogermanischer Urzeit dachte man sich diese nach irdischem Muster als eine Familie und verehrte demgemäß am höchsten das Haupt dieser Familie, das man den Himmelsgott im engeren Sinn und zugleich den „Vater“ nannte: altindisch Dyauspitar, griechisch Zeus pater, lateinisch Ju-piter. Auch bei den Germanen findet sich dieser oberste, väterliche Himmelsgott. Es ist Wodan, der, mit seiner nicht immer einverstandenen göttlichen Gemahlin im Himmel haust als Vater der Götter und Menschen und seine besondere Freude an Krieg und Männerfall hat, alles ganz wie Zeus. Jedoch heißt Wodan nicht so, wie der himmlische Vater der südlichen Indogermanen und demnach schon der der Urindogermanen hieß; dessen Namen trägt vielmehr ein anderer germanischer Gott, der Tȳr der Nordleute, Tīw der Angelsachsen, Ziu der Hochdeutschen, nach dem noch heute der dritte Wochentag heißt (dänisch Tisdag, englisch Tuesday, alemannisch Ziestig). Leider wissen wir von diesem Tȳr nur wenig. Das beruht aber darauf, daß der seit Urzeiten als Tȳr (germanisch Tīwas) verehrte Himmelsvater bei den Germanen schon früh den Namen Wodan (Wōdanas) bekommen hat, weil es einen ihm ähnlichen Gott Wodan gab und man die beiden als einen und denselben auffaßte, welchen Wodanas, und nicht Tiwas, zu nennen sich empfahl, da letzterer Name, der ja auch allgemein Gott (Himmelsgott) bedeutete, weniger auszeichnend war (derselbe Grund hat dazu mitgewirkt, daß z. B. der Jupiter der Römer nicht „Deuspiter“ heißt, sondern Jupiter). Ehe Wodan Himmelsvater wurde, war er jedenfalls ein Luftwesen,

[1] Die von Rudolf Mehringer aufgebrachte und auch von anderen vertretene Gleichsetzung des Wortes „Ase“ mit dem germanischen Wort für „Balken“ und alle daran geknüpften Folgerungen scheitern an der Tatsache, daß die germanische Grundform von „Ase“ ansu lautet, die von gotisch ans „Balken“ dagegen ansa.

das man im Zug und Geräusch des Windes zu spüren glaubte, und das man sich mit zahlreichem Gefolge, auch von hellkreischenden Mädchen, über uns einherbrausen dachte. Das ist die Erscheinungsform des indischen Gottes Vāta, der auch im Namen unserem Wodan nah verwandt ist; Vāta ist zugleich das indische Wort für „Wind", und Wodan hat ebenfalls ursprünglich „Wind" oder „Weher" bedeutet. In dem deutschen und südskandinavischen Volksglauben vom wilden Jäger ist dieser uralte Sturmdämon bis heute am Leben, und zwar in der altertümlichen Gestalt, die er hatte, ehe er Himmelsvater wurde, und die durch diese Erhöhung des Gottes nicht aus dem Bewußtsein des Volkes verdrängt worden ist.[1] Volksglaube und Religion waren, soweit unser Blick in der Zeit hinaufreicht, niemals ganz dasselbe.

Von Anfang an treffen wir bei den Germanen große, öffentliche Kulte mit Tempeln, Götterbildern und öffentlichem Priesteramt, neben viel zahlreicheren Naturkulten an Quellen, in Hainen und an sonstigen heilig gehaltenen Örtlichkeiten. Letztere rückt Tacitus, in dem Bestreben, das von den Römern grundverschiedene Naturvolk zu schildern, stark in den Vordergrund, und daher gelten sie heute noch vielen als die eigentlich germanische Form der Götterverehrung — offenbar mit Unrecht, wenn der Irrtum auch begreiflich ist, da die ahnungsvolle Ehrfurcht vor der im Hainesrauschen gestaltlos webenden Gottheit, das schweigende Schöpfen aus der heiligen Quelle auf Helgoland (von der Willibrords Leben erzählt) oder eines Thorolf fromme Scheu vor den Geistern von Berg und Wiese (oben S. 89 f.) uns unmittelbar sympathisch ansprechen — wie denn Klopstock dadurch zu dichterischem Neuerleben gebracht worden ist —, die Opfermahlzeiten und der Wedel zum Blutspritzen dagegen, welche die altnordischen Quellen uns vorführen, auf zarte Gemüter abstoßend wirken müssen und man natürlich seinen Vorfahren lieber das Sympathische zutraut als das Fremdartige oder gar Abstoßende. Daß solche Gefühlsurteile Beweiskraft hätten, wird niemand behaupten wollen. In Wahrheit ist den Germanen beides zuzutrauen, auch das manchem Unsympathische. Im Jahr 14 n. Chr. machten die Römer im Gebiet

---

[1] Die Herkunft Wodans und der Wilden Jagd aus dem germanischen Heidentum leugnete ohne Grund Karl Meisen in seiner Arbeit „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande", die 1931 mit bischöflichem Imprimatur zu Düsseldorf erschien. Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, Bd. I, M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934, S. 80ff.

der Marsen, zwischen Ruhr und Lippe, einen Tempel der „Tamfana“ dem Erdboden gleich, offenbar deshalb, weil diese Kultstätte mit dem dabeiliegenden Dingfeld der Mittelpunkt der Marsen war, die hier ihre Herzöge wählten und von hier unter dem Schutz der Götter zum Kriege auszogen. Eine Götterstatue war z. B. die der Nerthus, die nach beendeter Umfahrt mit den heiligen Rindern im See rituell gereinigt wurde. Auch hat sich in Dänemark ein sehr altes Götterbild aus Holz gefunden, und die vielen Götterbilder der altnordischen Quellen wären ebenso wie die altnordischen Tempel und die gemeingermanischen Ausdrücke für „Tempel“ unerklärlich, wenn sie nicht alten Gebrauch fortsetzten. Die blutigen Tier- und Menschenopfer bezeugt ebenfalls bereits Tacitus, ja schon bei Plutarch lesen wir von den rituellen Schlachtungen der Kimbern und dem Wahrsagen ihrer Weiber aus den Eingeweiden. Die größten Opfer waren die öffentlichen, und nur bei diesen wurden auch Menschen der Gottheit dargebracht.

Nach Tacitus verehrten die Germanen, abgesehen von örtlich begrenzten Kulten wie dem der Nerthus oder dem der Tamfana, drei große Götter: Merkurius, Herkules und Mars. Unter dem letztgenannten ist Tiwas, unter „Herkules“ Donar, unter „Merkurius“ aber sicher Wodan zu verstehen. Diesen, sagt Tacitus, verehren sie am höchsten, und ihm allein bringen sie Menschenopfer dar. Diese Angabe zeigt, daß Wodan zu Tacitus’ Zeit schon ungefähr das war, was er in den nordischen Quellen ist, nämlich der oberste Gott, der eigentliche Empfänger von Menschenleichen und — hiermit natürlich eng zusammenhängt — der Gott, der die Toten ins Jenseits abholt (dies gab den Anlaß zur Interpretation als Merkurius). Die Verschmelzung des Windgottes mit dem herrschenden Himmelsvater hatte sich also damals schon vollzogen; das Luftgefolge jenes war als Totenheer in das neue Glaubensgebilde eingegangen. Hierfür spricht auch, was Tacitus in seinem 39. Kapitel über das große Stammesheiligtum im Gebiete der Semnonen (in der späteren Mark Brandenburg) mitteilt. Der allwaltende Gott, der hier in banger Scheu mit Menschenopfern geehrt wird, ist Wodan. Der Schriftsteller meint es deutlich genug zu sagen und daher den Namen weglassen zu können, wodurch die fromme Scheu sozusagen auf Autor und Leser übertragen und also der Eindruck gesteigert wird. Der Hain, den die Gläubigen nur gefesselt betreten, und in dem niemand sich vom Boden erheben darf, ist auch der Edda als „Fesselhain“ (Fjöturlundr) bekannt;

in seinem Frieden vollstreckt Dag die Rache an dem sonst unüber-
windlichen Helgi, und er tut es mit Odins Beistand und Einver-
ständnis, wünschte doch der Gott solche speergetroffenen Opfer in
seinem Hain. Dieser Fesselwald der Semnonen und nordische Nach-
richten über den „Schrecker" Odin zeigen, daß die religiös kühlen,
selbstbewußten Germanen doch auch Furcht und Gehorsam we-
nigstens gegenüber einem, ihrem furchtbarsten und mächtigsten
Gotte gekannt haben.

Die tiefe Scheu vor Wodan galt seiner undurchdringlichen Weis-
heit, die sich oft als Tücke darstellte. Wenn einer der heidnischen
Götter allmächtig war, so Wodan, und er war es kraft eines
zauberhaften Könnens und Wissens, gegen das die Zauberkünste
aller anderen Wesen ein Nichts waren. Wodan war der schlecht-
hin Überlegene und Unerforschliche. Ihm zu vertrauen, war nicht
jedermanns Sache. Er konnte zwar helfen wie kein anderer, be-
sonders zu Sieg im Kriege, aber er konnte seinen Freund jeden
Tag verraten, indem er sich plötzlich gegen ihn wandte. Das sagen-
hafte Hauptbeispiel hierfür ist das Schicksal des großen Dänen-
königs Harald Kampfzahn. Dieser versprach dem Gotte alle Krie-
ger, die er erschlagen würde, und erhielt dafür Unverwundbarkeit
durch Eisen und die Kunst der keilförmigen Schlachtordnung. Har-
ald hatte aber einen vertrauten Diener, Bruni, der oft Boten-
gänge für ihn machte. Auf einer dieser Wanderungen ertrank Bruni
in einem Flusse, und Wodan nahm seine Gestalt an und diente un-
erkannt dem Könige, der von jenem Unglücksfall nicht erfahren
hatte. Dabei säte er durch falsche Botschaften Zwietracht zwischen
seinem Herrn und dem Schwedenkönig Sigurd Ring, so daß es
zum Kriege kam. Als der alternde Harald an der Spitze unüber-
sehbarer Heerscharen auszog zum Treffen auf den Bravellir, da
war Bruni sein Wagenlenker, und dieser meldete, auch die Schwe-
den rückten in Keilstellung an (vgl. oben S. 83). Dem Greise kamen
böse Ahnungen, er begann seinem Wagenlenker zu mißtrauen, in
ihm den verkleideten Wodan zu erkennen, und wirklich stieß dieser
ihn, als das Schlachtgetümmel seinen Gipfel erreicht hatte, vom
Wagen auf das blutige Feld und erschlug den Wehrlosen mit einer
Keule. — Eine ähnlich trugvolle Rolle spielt Wodan in der Ge-
schichte des fränkischen Heldengeschlechtes der Wölsungen, das lange
seines besonderen Schutzes genießt. Sigmund verdankt ihm ein
wunderstarkes Schwert, aber dieses Schwert zerbricht in einer
Schlacht, so daß Sigmund den Tod findet, weil der Gott aus den

Reihen der Feinde heraus seinen Speer der geschwungenen Klinge entgegengehalten hat. — Auch dem Jarl Hakon von Norwegen, der auf Odin so großes Vertrauen setzte, wurde dieser schließlich untreu, indem er ihm böse Ratschläge eingab und seinen Gegnern den Sieg schenkte.

Die Furchtbarkeit Wodans erklärt sich daraus, daß er die Toten abholt. Als Herr über Leben und Tod ist er so unberechenbar wie das Todesschicksal selbst.

Es findet sich aber in altnordischen Quellen ein frommer Gedankengang, der Odins Unberechenbarkeit begründet, ja feiert. Der unbekannte Skalde, der nach dem Fall des Norwegerfürsten Eirik Blutaxt (um 950) diesen verherrlichte, indem er seinen Einzug an der Spitze der von ihm Erschlagenen in Walhall darstellte, läßt den Herrn von Walhall auf die Frage, warum er einen so tapferen Helden habe fallen lassen, zur Antwort geben: „Es schaut der graue Wolf zu den Göttersitzen herüber!“ Das ist der Fenriswolf, das gefährlichste der Ungeheuer, die immer auf der Lauer liegen gegen die Götter und gegen den Bestand der Welt und eines Tages wirklich losbrechen werden. Dann wird Odin seine Getreuen zum Kampfe führen gegen die niederreißenden Gewalten, und es wird der härteste aller Kämpfe sein, darum sorgt der weise Weltherrscher schon jetzt und immerfort für Stärkung seiner Mannschaft, und gerade die Stärksten und Mutigsten sind ihm am meisten willkommen: von Odin unterstützt, sorgen sie im Leben für scharenweisen Männerfall, sobald aber ihre Kraft für das Diesseits erschöpft ist, müssen sie selber fallen, um im Jenseits mit ihren Feinden zusammen dem höchsten Zwecke dienen zu können. Wenn die Berge stürzen und die Erde ins Meer sinkt, dann entscheidet sich das Schicksal der Welt oben am Himmel, wo Götter und Tote hausen.

Das ist die altnordische Theodicee, eine rechte Ausgeburt germanischen Kriegerlebens. Zu ihr gehört auch das Bild von Walhall: in der riesigen Halle, die mit Schilden gedeckt ist statt mit Schindeln, Speere als Dachsparren hat, vor deren Giebel Wolf und Adler tot hängen, deren Bänke mit Brünnen (d. h. mit ringbenähten Kampfwämsern) statt mit Kissen belegt sind, da schmaust und zecht Odins Gefolgschaft — die Einherjer — Tag für Tag, jeden Morgen ziehen sie aus, um einander im Kampfe zu fällen, sitzen dann aber alle gesund und einträchtig beisammen (dies eine freie Variante der seit alters weit verbreiteten Ortssagen von

Heeren Gefallener, die auf oder über Schlachtfeldern in der Luft allnächtlich weiterkämpfen, wie so viele Gespenster die entscheidende Tat ihres Erdenlebens ruhelos wiederholen müssen). Natürlich kommen die Einherjer, welche fallen, ebenso nach Walhall wie Krieger, die auf Erden den Kampftod leiden. Da letzteres dank Odins Walten von jeher geschehen ist und ständig weiter geschieht, ist die Zahl der Walhallgäste riesig groß und wächst fortwährend weiter. Aber es ist dafür gesorgt, daß Speise und Trank nicht ausgehen: ein unsterblicher Eber wird in einem wunderbaren Kessel — einer Art Gralschüssel — vom kunstfertigen Walhallkoch dauernd gesotten (wie ein Opfer im Tempel, während man im gewöhnlichen Leben das Fleisch am Spieß briet), indes die Ziege Heidrun, die wie die Hausziege manches norwegischen Bergbauern auf dem Dach weidet, aus ihren Eutern nimmerendenden Met spendet, den die Walküren — Odins Dienerinnen, die die gefallenen Krieger von der Walstatt holen — den Einherjern über die Feuer zureichen.

So geht es in dieser größten aller Fürstenhallen beim höchsten aller Herrscher tagaus, tagein, jahraus, jahrein zu, bis das Weltende, Ragnarök, hereinbricht. Inzwischen zieht Odin Kundschaft ein durch seine beiden Raben, die durch alle Welt fliegen, oder er sitzt mit Frigg (althochdeutsch Frija) draußen auf der Türbank (Hlidskjalf) und späht hinunter zu den Menschen oder hinüber zu den Riesen, oder er besteigt sein Wunderroß Sleipnir, das ihn durch die Lüfte trägt, und reitet selbst auf Kundschaft, meist ins Menschenland, wo besonders Schlachtfelder ihn anziehen (wenn man durch den gebogenen Arm sieht, kann man ihn über die Walstatt reiten sehen), zuweilen aber auch nach Riesenheim, den eigentlichen Jagdgründen seines starken Sohnes Thor, der in seinem von Böcken gezogenen Wagen über das Himmelsgewölbe donnert und die Riesenbrut, die Schädiger der Menschen, erschlägt, auch der Weiber nicht schonend. Asen und Riesen wohnen benachbart, wie zwei feindliche Stämme auf Erden. Es gibt einen Grenzfluß zwischen ihnen. Oft erscheint Odin auf Erden als Wanderer. Dann erkennt man ihn an seinem Mantel, dem breiten Hut,[1]

[1] Wie der schwedische, so bewahrt auch noch der heutige süddeutsche Volksglaube die Erinnerung an den „Breithut". In Schweden heißt er noch Oden, in Schwaben ist er der Führer der Wilden Jagd, und aus Thüringen wird mitgeteilt: „Mein seliger Ellervater" — so erzählte der Schäfer von Deicheroda — „hatte einmal den Pferch droben in der Nähe des Dietrichsberges aufgeschlagen, da kam das wüteninge Heer vom Geisaer Wald her

langen Bart und der Einäugigkeit. Solche Gestalten treten in den nordischen Sagenerzählungen öfters auf, und meist bleibt es im Dunkel, ob es wirklich Odin ist. Hierin spiegelt sich der alte Volksglaube. Bei manchem Fremden fragte man sich, ob er ein Gott gewesen sei, nicht immer wegen seines Aussehens, manchmal auch wegen seines Benehmens (wie Harald Kampfzahn, oben S. 106) oder wegen einer inneren Wirkung, die man von ihm verspürte, so wie Telemach, nachdem Athene in des alten Mentes Gestalt ihn verlassen, Kraft und Mut und heftige Gedanken an den fernen Vater in sich aufsteigen fühlt und daher gleich ahnt, der Besucher sei ein Gott gewesen. Gerade der allgewaltige Odin machte sich oft im Innern fühlbar. Wir sahen schon, wie der Skalde Egil ihm Dichtergeist und Charakter zu verdanken glaubte. Ein anderer Skalde sagt von dem Fürsten, dessen Tapferkeit im Kampfe er preist, Odin sei in ihm gewesen. Vielgestaltig und vielnamig ist Odin. Im Grimnirliede der Edda, wo er unerkannt Not leidet zwischen den Feuern in der Halle des ungastlichen Königs, hebt er den Blick zu den himmlischen Wohnungen und enthüllt sich schließlich in seiner ganzen Majestät; der König, dem die Augen aufgehen, stürzt in das eigene Schwert und fällt dem Gotte als Opfer (eine ähnliche Sage wie die griechische von Zeus und dem ungastlichen Arkadierkönig Lykaon).

Walhall hat 640 Tore, und aus jedem dieser Tore ziehen acht Hundertschaften (960) Einherjer, wenn die Ragnarökschlacht geschlagen werden soll auf dem Felde Vigrid oder auf der Insel Oskopnir. Dann rücken Fenrir und die Scharen der anderen Riesen und Ungeheuer an gegen die Asen und ihr Heer. Die Asen werden tapfer kämpfend fallen, und Walhall wird in Flammen aufgehen. Frey erliegt dem Feuerriesen Surt; Thor tötet die Weltschlange, aber ihr Gifthauch wird ihm zum Verderben, so daß er neun Schritte von der Verendenden zurücktritt und dann tot umsinkt; Odin wird von dem Wolfe verschlungen, doch sein Sohn Vidar rächt seinen Tod, indem er den bis in den Zenith ragenden Oberkiefer des Ungeheuers mit starker Faust nach oben umbiegt, so daß Fenrir stirbt — ein echt volkssagenhaftes Bild von großartiger, schlichter Plastik.

Die junge Göttergeneration überlebt die Katastrophe und wird in einer neuen Welt im Saale Gimlē, der heller leuchtet als un-

und zog an ihm vorüber. Es warent ihrer zweiundvierzig, fast alle zu Fuß, voran ein stolzer Jagdkavalier mit Schlapphut und hohen Reitstiefeln."

sere Sonne, sich des Lebens freuen. Doch weiß niemand von dieser fernen Zukunft Gewisses zu sagen.

Die Ragnarökvorstellungen des alten Nordens sind vielgestaltig. So dachte man sich die Götterfeinde in verschiedener Gestalt und unter verschiedenen Namen — einer davon war „Muspells Söhne“, dämonische Reiter, die mit Feuer durch den dunklen Grenzwald geritten kommen —, aber auch der Kampf der Götter wurde verschieden vorgestellt, besonders aber waren die Naturkatastrophen mannigfach: bald handelte es sich um ein Versinken der Erde ins Meer — aus dem sie dann zu neuem Leben wieder auftaucht, so daß Wasserfälle von den Felskanten stürzen, über denen der Adler schwebt, nach Fischen spähend —, bald um eine gewaltige Feuersbrunst, die hoch zum Himmel emporschlägt, bald um den Fimbulwinter, in dem alles Lebendige erfriert bis auf ein junges Menschenpaar, das „in Hortmimes Holze“ Zuflucht findet und, wenn die Sonne wieder steigt, neue Geschlechter begründen wird.

Wie weit die nordischen Ragnarökgedanken auch südgermanisch, also in Deutschland verbreitet, gewesen sind, das läßt sich urkundlich nicht feststellen. Da aber Weltuntergangsvorstellungen bei vielen Völkern belegt sind und zum Teil in sehr ähnlicher Form wie bei den Nordgermanen (der Fimbulwinter z. B. ist auch persisch), so sind den südlichen Nachbarn der Nordleute, die fast die gleiche Sprache wie sie redeten, solche Vorstellungen erst recht zuzutrauen. Daß sie ihnen nicht gefehlt haben, ist beweisbar. Es gibt nämlich wörtliche Anklänge zwischen altnordischen Gedichten, die Weltschöpfung und Weltuntergang behandeln, und stabreimenden deutschen Versen, die unter anderem das Wort mūdspell oder muspilli in der ungefähren Bedeutung von „Weltuntergang“ enthalten. Ferner kommt die (oben S. 24 ff. behandelte) Ursprungssage in Betracht. Wenn man dem Irmin eine Säule errichtet hat, mit der die Welt gestützt werden sollte, so hat man eben gefürchtet, daß die Welt oder der Himmel einmal einstürzen würde (ein Glaube, der für die alten Kelten ausdrücklich bezeugt ist), und der Gott, der die Welt stützt, tat dasselbe wie Odin, der Kämpfer sammelt, um die Welt zu verteidigen.

Auch das Christentum hat eine Lehre vom Weltuntergang, die sich mit dem heidnischen Ragnarökglauben nahe berührt: vor dem Jüngsten Gericht wird die Welt mit Feuer verheert. Schon die ersten Bekehrer brachten dieses christliche Ragnarök zu den Germanen,

und wir finden es zum Beispiel dargestellt in der alten stabreimenden Predigt aus Bayern, die den Namen „Muspilli" führt. Die einzelnen heidnischen Anklänge in diesem Text und die Wiederkehr des vernichtenden Feuers können aber nicht darüber täuschen, daß die letzten Dinge des Christentums etwas von Grund auf anderes sind als das germanische Ragnarök. Das eschatologische Feuer der Christen ist gesandt von der Gottheit, um die sündige Menschheit heimzusuchen. Das heidnische Weltfeuer und die anderen heidnischen Ragnarökkatastrophen sind rein naturhafte Vorgänge und richten sich gegen die Götter, welche ihnen, bzw. den feindlichen Dämonen, widerstehen und dabei den Heldentod sterben, unterstützt von Scharen wackerer Krieger, den Menschen, die mit ihnen eines Sinnes sind. In diesem einfachen und anschaulichen Gegensatz verkörpert sich der tiefe Unterschied christlicher und germanischer Lebensanschauung überhaupt.

Das germanische Ragnarök, die bei weitem reichste, die eigentlich klassische Ausprägung des Weltuntergangsgedankens als solchen,[1] ist zugleich ein treuer Ausdruck des germanischen Lebensgefühls. Germanien war ein Land voll Gefahren und Unsicherheit; die Natur drohte an den wahrscheinlich noch ganz ungeschützten Küsten mit Überschwemmungen und mit Wanderdünen, der Urwald barg hungrige Raubtiere in Menge, Geächtete trieben ihr Wesen, nie konnte man sicher sein vor dem Überfall beutelüsterner Scharen oder landsuchender Bevölkerungen, und zahlreich waren diejenigen, die in offener oder schlummernder Fehde lagen mit nahen oder fernen Nachbarn. Solche Verhältnisse mußten wohl Ragnarökstimmung erzeugen und Ragnarökphantasien begünstigen. Wenn die einzelne Siedelung früher oder später den Elementen oder dem Feinde zum Opfer fiel, warum sollte das Ganze der Welt besser daran sein?

Der Germane duckte sich aber nicht mit Seufzen und Wehklagen unter das Schicksal, sondern er trat ihm aufrecht gegenüber, entschlossen, es abzuwenden oder, wenn der Feind die Oberhand behielt, ehrenvoll zu fallen, und dieses mannhafte Trotzen war für ihn die eigentliche Würze des Lebens. Seine Götter, die seine Freunde waren, dachten wie er. Auch für sie war Gegenwehr selbstverständlich, nicht bloß im aussichtsreichen, sondern erst recht im aussichtslosen Kampfe. So symbolisiert sich in dem Vorsorgen

[1] Vgl. Ragnarök, die Sagen vom Weltuntergang, untersucht von Axel Olrik, übertragen von Wilh. Ranisch, Berlin und Leipzig 1922.

Odins und dem tragischen Fall der Götter ein tiefer Lebensernst, das Beste des germanischen Charakters.

Die germanische Religion ist, verglichen mit anderen, sehr wenig illusionistisch. Erwartete der Germane wirklich Außerordentliches, etwas wie ein absolutes Heil oder eine radikale Erlösung vom Lebensleid, von seinen Göttern, so würde er sich ihnen viel rückhaltloser und wärmer hingeben und unterwerfen, als er, wie wir gesehen haben, durchschnittlich tut. Er bleibt aber mit seinen Hoffnungen im Bereich der eigenen Lebenserfahrung, für die es Böses und Gutes, aber kein absolutes Heil gab, und die vor allem den Wert der Selbsthilfe und der eigenen Kraft lehrte. Daher die vorherrschende Diesseitigkeit der germanischen Religion. Das höchste Gut war das Leben. Ein Eddaspruch lautet:

Der Handlose hütet[1],
Der Hinkende reitet,
Tapfer der Taube kämpft;
Blind ist besser,
Als verbrannt zu sein:
Nichts taugt mehr, wer tot.

Überdauert wird das Leben nur durch einen Wert, den Nachruhm, um dessentwillen man es gegebenenfalls ohne Besinnen wegwirft als nicht der Güter höchstes:

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie;
Doch Nachruhm
Stirbt nimmermehr,
Den der Wackre gewinnt.

Daß der Ruhm mehr wert ist als das Leben, sobald dieses nur durch Schande erkauft werden kann, dieser Fundamentalsatz der Sittlichkeit wird niemals nackt ausgesprochen, so selbstverständlich war er und zugleich so heilig. Es gab noch andere Dinge, von denen man aus dem gleichen Grunde niemals sprach. So ist es merkwürdig, daß die altgermanischen Sprachen kein Wort für „Ehre“[2] haben, wo doch Ehrenrücksichten und Ehrenhändel das ganze Leben erfüllten. Die germanische Kultur hatte die „Unartiku-

[1] Hütet die Herde.

[2] Altnordisch sœmð ist etwas anderes. — Einschlägig ist auch folgende Spruchstrophe: „Feuer ist wert / dem Volk der Menschen / und der Sonne Gesicht / heller Leib, / wer ihn behalten kann, / ohne daß ihn Tadel trifft.“

liertheit", von der heutzutage gelegentlich Engländer reden als für sie bezeichnend, die aber auch sonst bei den Enkeln der Germanen nicht ausgestorben ist.

Vom Leben nach dem Tode versprach man sich nichts. „Nichts taugt mehr, wer „tot", das war die allgemeine Stimmung; der Satz ließe sich noch abwandeln zu „nichts taugt mehr dem Toten", d. h. für ihn gibt es keine Lebensgüter mehr, er hat nichts mehr vom Leben. Diese Aussagen enthalten die Anerkennung, daß der Tote noch da ist; und daß man von seiner Fortdauer überzeugt war, steht auch sonst fest. Der unmittelbare Eindruck der Leiche lehrte diese Fortdauer, Träume und andere abergläubisch aufgefaßte Erlebnisse bestätigten sie und bestätigten außerdem, daß in den Toten das Leben fortdauert, allerdings nicht das normale Leben (weshalb sie „leblos", altnordisch aflīvi = mittelhochdeutsch abelībe hießen), sondern ein abnormes, wunderbares, das meist zwar an Intensität hinter dem wirklichen Leben zurückblieb (so daß der Tote fahl aussieht, mißmutig ist, langsam geht und leise auftritt), nicht selten aber (bei Wiedergängern, Leuten, die in der Regel schon vor ihrem Tode unumgänglich und gewalttätig gewesen waren) es an Kraftentfaltung wunderbar überbietet. Aber auch der stärkste und furchtbarste Wiedergänger war bedauernswert. Denn was ihn aus dem Grabe heraustrieb, war ja Hunger, Verzweiflung und Neid auf die Lebenden. Man suchte vorzubeugen durch nährende und erfreuende Totenopfer, die aber auch aus Pietät entsprangen. Im großen ganzen ist die germanische Einstellung zum Tode dieselbe wie die der Griechen, welche ja auch pessimistisch war. Auch der Glaube an das abwärts und am Rande der Welt gelegene trübe Totenreich mit dem Fluß davor ist beiden Völkern gemeinsam; die germanische Unterwelt hieß halja (so gotisch; altnordisch hel), der Name lebt nach in unserem „Hölle", das aber durch das Christentum einen wesentlich anderen Sinn bekommen hat; die alte halja war, ebenso wie der Hades, ein Ort für alle, nicht bloß für Übeltäter, denn es gab ja keinen Himmel für die Frommen. Der germanische Totenglaube ist aber altertümlicher als der griechische, denn er weiß noch nichts von der Schatten- oder Bildhaftigkeit der Toten (die für ihn noch voll körperhaft sind), kennt noch Wiedergänger und rechnet mit zahlreichen einzelnen und sippenweisen Totenheimen in Grabhügeln, Bergen und der See neben der allgemeinen „Hölle"; worin die urzeitliche Anschauung fortlebt, daß der Tote seßhaft haust wie der

Lebende, an der Stelle oder in der Gegend, wo die letzte Erinnerung an sein Diesseits ihn zeigt. Die See ist daher der Aufenthalt der Ertrunkenen. Wenn die nordischen Seefahrer einen Seehund aus den Wellen auftauchen sahen, so war das Tier mit dem menschenähnlichen Kopf und Blick oft für sie ein Toter, armselig und unter Umständen wegen seiner Verzweiflungsausbrüche zu fürchten wie die anderen Toten, wurden doch die Wassertiere bedauert — der Mensch versetzte sich in ihre Lage, von der Geburt bis zum Tode schwimmen oder waten zu müssen![1] —, und das zwangsweise Durchwaten von Gewässern ist ein bekannter Jenseitsübelstand. Daher ist es kein Zufall, wenn wir nach anderen tiergestaltigen Toten — etwa dem in der klassischen Antike so verbreiteten Seelenvogel — im germanischen Altertum vergebens suchen.

Wie es bei den Griechen die elyseischen Gefilde gab, den glücklichen Aufenthalt auserwählter Schatten, so fehlt es auch in Germanien nicht ganz an optimistischeren Jenseitsbegriffen. In Nachahmung des Eirikliedes (s. o.) dichtete Eywind Skaldaspillir 961 auf seinen gefallenen König Hakon den Guten ein ähnliches Erblied, worin er schilderte, wie Walküren den todwunden Fürsten von der Walstatt abholen nach Walhall. Da spricht die Walküre Skögul tröstend zu ihm:

> Nun laß uns reiten
> (Sprach die reiche Skögul)
> Nach grünen Götterheimen,
> Odin zu künden,
> Daß ein König naht,
> Ihn selber zu sehn[2].

Wir lernen aus dieser und anderen Stellen, daß man sich Walhall nebst benachbarten ähnlichen, wie Walhall tempelartig glänzenden Götterhäusern in einer weiten grünen Flur gelegen dachte, dem Götterlande, wo es gut leben war. Dies ist eine Art Elysium. Und auch nach nordischem Glauben waren es Auserwählte, die dorthin kamen: Könige und Helden. Die weitere Ausführung des Bildes weicht allerdings auf germanischer Seite stark ab ins Kriegerische: das Leben in Walhall und der eschatologische Zweck dieser Heeressammlung. Sieht man näher zu, so ist auch Walhall keine Stätte der Glückseligkeit, sondern ein Ort der Ehre, wie ihr

[1] Im Eddaliede sagt der Hecht Andwari: „Arge Norne / in der Urzeit mir schuf, / daß im Wasser ich weilen muß“ (Thule Bd. 1 S. 114).
[2] Thule Bd. 2, 2. Aufl., S. 201.

Urbild, die irdische Fürstenhalle. Die Ehre, die Odin dem ankommenden Hakon erweist, stellt der Dichter dar, nicht ein Wohlsein, das seiner dort wartet. Im Gegenteil, der Tote kommt nach Walhall in dem Zustande, wie er auf dem Schlachtfeld lag, also blutend, und er wird jedenfalls nicht auf einen Schlag gesund, denn Helgi, den das Eddalied als aus Walhall für eine Nacht heimkehrend schildert, trägt noch die blutende Speerwunde in der Brust, hat die blutige Brünne noch an — die auch Hakon in Walhall anbehalten will —, und auf seinem Haar liegt noch der Reif der nächtlichen Walstatt. Wie Helgi sich zu Odin nicht zurücksehnt, sondern nur pflichtgemäß vor dem Hahnenschrei zurückkehrt, so sehnte sich gewiß niemand dorthin, ungeachtet des unerschöpflichen Mets und des vortrefflichen Eberspecks. Diese guten Dinge waren doch nur Ersatz für das wirkliche Leben, das die Einherjer wie alle Toten entbehren mußten. Aber wohl war der Gedanke an Walhall dazu angetan, den Abschied vom Leben zu erleichtern. Das Selbstgefühl des Mannes kam dort doch noch zu seinem Recht, während das gemeine Todesschicksal auch dies bedrohte durch Einsamkeit oder eine kraftlos dahinvegetierende Gesellschaft.

Nordische Bauern haben gelegentlich an ein walhallähnliches Sippenheim im benachbarten Berge geglaubt, wo ihre Vorfahren so gut wie die Odingäste ein lautes Leben in festlicher Halle führten. Walhall ist im Grunde dasselbe, doch vergrößert, verallgemeinert, in den Zusammenhang des Weltgeschehens eingestellt und in den Himmel erhoben, wodurch es denn doch eine ganz andere Bedeutsamkeit gewinnt.

Entstanden sein muß der Walhallglaube in der Zeit der Leichenverbrennung, die für die altnordischen Quellen vorgeschichtlich ist, aber, wie Nachrichten und Funde zeigen, ums Jahr 500 bei den Königen noch in vollem Gebrauch war, nachdem die Sitte schon die Bronzezeit hindurch geherrscht hatte. Man glaubte, mit dem Rauch des Scheiterhaufens gehe der Tote zu den Göttern ein, und zwar meldet die Ynglingersaga, daß, je höher die Rauchwolke aufstieg, um so höher die Ehre des Verbrannten im Himmel, und je mehr Schätze mit ihm verbrannt wurden, er um so reicher droben war. Die Goldreifen, Pferde, Hunde und Falken, die man einem Fürsten auf den Scheiterhaufen mitgab, wurden also durch das Feuer nur scheinbar vernichtet, ebenso wie der Tote selbst. Oben in Walhall war alles wieder so rund und heil, wie ehe die Flammen es erfaßten. Auch die Vernichtung des Leibes und des ihm Mit-

gegebenen im Grabe gilt dem Auferstehungsgläubigen ja nicht als wirklich oder endgültig.

In Bestattungsgebräuchen und Totenglauben lebt zäh Urältestes fort, als wäre es von der Gottheit offenbarte Wahrheit. Wenn die Schweden der Völkerwanderungszeit einen König bestatteten, so türmten sie über der Urne mit der Asche einen hohen Hügel auf — bei der Kirche von Alt-Uppsala stehen noch heute drei solche nebeneinander —, weil Grab und Hügel seit der Steinzeit, wo man die Toten unverbrannt im sogenannten Hünengrab beisetzte, festes Zubehör einer vornehmen Bestattung waren. Aus der Steinzeit stammt auch der Glaube, daß der Tote als Körper mit menschlichen Bedürfnissen und Instinkten fortexistiert. Die in der Bronzezeit aufgekommene Verbrennungssitte hat dieser Vorstellung nichts anzuhaben vermocht — anders als in Griechenland, vielleicht weil hier das Verbrennen vollständiger durchgedrungen ist; aber auch dann bleibt der germanische Totenglaube einer der besten Belege für das konservativere Verhalten des Nordens und die überlegene Altertümlichkeit der germanischen Zustände.

V. Dichtung

Daß auch schriftlose Völker die Dichtkunst pflegen und schätzen, und nicht etwa bloß rohe und primitive Dichtkunst, die den Namen kaum zu verdienen scheint, diese Tatsache ist nicht zu allen Zeiten im Gesichtskreise der gebildeten Europäer gewesen, und sie findet auch heute noch nicht die verdiente Beachtung, trotz Herder, Lessing, Goethe und den Romantikern. Insbesondere wird es oft, ja anscheinend manchmal sogar gern übersehen, daß die Germanen eine respektwürdige Poesie hatten, ehe sie bei den Mönchen in die Schule gingen und mit dem Schreibrohr in der Hand oder dem Schreiber vorsprechend den Vergil nachahmen lernten. Und doch verdankt unsere mittelalterliche Literatur ihr Bestes den namenlosen germanischen Heldendichtern. Sie verdankt ihnen mehr — dem Range, nicht der Menge nach — als den Kirchenlateinern und den Trouvères und Troubadours und mindestens so viel wie der eigenen Originalität. Denn wer wird leugnen wollen, daß die Denkmäler der Heldensage, voran Nibelungen- und Gudrunepos, das Wertvollste sind, was das deutsche Mittelalter an Dichtung hinterlassen hat, und die Lieder des Kürnbergers erfreulicher als

die gestaltlosen und eintönigen Reflexionen in Versen bei westlichen Minnesängern? Auch neuere Dichter haben oft und mannigfach in die germanische Schatzkammer gegriffen. Noch der Nibelungenfilm des Jahres 1924 tat das. Auf Schritt und Tritt wird uns die germanische Poesie in Erinnerung gebracht. Und kennten wir sie besser, so würden wir noch öfter an sie erinnert werden. Man ahnt zwar etwas davon, daß Siegfried und Hagen ursprünglich Helden germanischer Dichtung sind, aber daß von Hamlet dasselbe gilt, das wußte nicht nur Shakespeare selber nicht, sondern es ist überhaupt fast unbekannt, obwohl es viel mehr ist als eine Kuriosität.

Es dient nämlich wesentlich zum Verständnis der shakespearischen Tragödie, zu wissen, daß ihre Fabel aus zwei Bestandteilen ganz verschiedener Herkunft zusammengewachsen ist. Der Hauptbestandteil ist die von Saxo grammaticus erzählte dänische Heldensage von dem Königssohn, der die ihm obliegende Rache für den vom Oheim ermordeten Vater nur verwirklichen kann, indem er erfinderisch Wahnsinn heuchelt und alle Anschläge der Mißtrauischen klug zu vereiteln weiß, so daß es dem einsam Beharrlichen schließlich gelingt, am Tage seines eigenen Erbmahls heimkehrend, die Tafelrunde des Übeltäters zu verbrennen, ihm selbst das Schwert ins Herz zu stoßen und den väterlichen Thron zu besteigen; eine typische germanische Rächerfabel, ein Gegenstück zu Kriemhilds Rache, die ja auch durch die Beharrlichkeit des einzelnen Menschen erreicht wird und dabei doch in bewunderswert großem Ausmaß sich vollzieht, in ursprünglicher Gestalt auch mit einem mächtigen Hallenbrand endete (so im Alten Atliliede der Edda). In diese Rachesage wurde das wirkungsvolle Motiv hineingearbeitet, daß der Geist des ermordeten Vaters klagend und sühneheischend dem Sohne erscheint. Durch den Umbau der Fabel ward die selbstverständliche Pflicht zu einer fragwürdigen Aufgabe und der bewundernswert Zielbewußte zu einem problematischen Zauderer, einem Charakter, in den Shakespeare den eigenen inneren Reichtum blendend und verwirrend hineingießen konnte.

Das bedeutende Nachleben der germanischen Poesie in Mittelalter und Neuzeit zeichnet sie aus vor der germanischen Religion. Sie steht aber darum hinter dieser nicht zurück an sonstiger Bedeutsamkeit. Auch die Dichtung stellt in gewissem Betracht ein Höchstes dar (sie enthält die grandiosesten und reinsten Verkörpe-

rungen des Heroismus und einen einzigartigen Reichtum wertvoller Fabeln tragischer Färbung), auch sie ist ein Ausdruck germanischer Sinnesart, und auch sie veranschaulicht die Altertümlichkeit der germanischen Kulturreste. Die Meinung, der germanische Volksstamm sei für Dichtkunst besonders begabt, kann sich auf die altgermanische Dichtung als auf einen Kronzeugen berufen.

Wenn auch vieles zugrunde gegangen ist und besonders die älteste Überlieferungsschicht schmerzliche Lücken aufweist, so wissen wir doch von germanischer Dichtung verhältnismäßig viel, erheblich mehr als von der Religion, und unsere Darstellung muß daher in besonders hohem Maße auswählend verfahren.

Für die älteste Zeit haben wir nur Zeugnisse, keine Quellen. Die Zeugnisse beginnen aber schon bei Tacitus, der von „alten Gedichten" der Germanen spricht und damit Verse meint, die offenbar wirklich zu seiner Zeit schon alt waren (S. 24), so daß wir sagen dürfen, die germanische Poesie sei ebenso früh bezeugt wie die Germanen selbst. Gewiß entspricht dieser Befund insofern der Wirklichkeit, als die Germanen ihre Poesie ebenso wie ihre Sprache schon von den Vorfahren ererbt haben; es gab bereits urindogermanische Dichtung. Auch der stabreimende Versbau war zu Tacitus' Zeit sicher schon längst vorhanden. In späteren Jahrhunderten finden wir eine ganze Reihe verschiedener, kleiner und größerer, Dichtungsgattungen, vom Sprichwort und lakonischen Schlachtgesang bis zum Heldenlied. Alle diese Gattungen können schon zu Anfang unserer Zeitrechnung dagewesen sein, auch die höheren Arten Zeitgedicht und Heldenlied haben für unsern Blick keine obere zeitliche Grenze, und die nach äußerem Betrieb und innerer Beschaffenheit recht ähnliche Dichtung anderer Indogermanen, namentlich der Griechen, spricht für hohes Alter gerade der Heldenpoesie.

Kleingebilde wie Sprichwörter, auch die stabreimenden Rätsel waren mehr oder weniger Gemeingut, sie gingen von Mund zu Mund und bildeten Bestandteile des alltäglichen Lebens, ebenso wie ihresgleichen später beim Landvolk; der heutige volkskundliche Stoff dieser Art enthält Reste aus germanischer Zeit, die kraft zäher mündlicher Überlieferung entstellt überleben, ähnlich wie der heutige Aberglaube solche alten Überbleibsel aufweist[1] (in der Hauptsache sind der neuere Aberglaube und sonstige neuere Volks-

[1] Siehe oben die Fußnote zu S. 108.

überlieferungen, eingeschlossen die Märchen, seit dem Mittelalter von außen hereingekommen).

Enger begrenzt war die Sphäre der Zaubersprüche. Bei weitem nicht jeder wußte sie oder verstand sie gar richtig anzuwenden. Hauptsächlich waren es weise Frauen, die diese, wie auch die substantielleren Heilmittel — die alte Apotheke — verwalteten, wie ja auch heute noch das Besprechen von Wunden, Geschwüren, Rose usw. das Gewerbe alter Weiber ist. Aber so lichtscheu und verachtet wie seit der Herrschaft des Kreuzes und namentlich seit der Aufklärungszeit das Zaubern und Besprechen ist, war es früher bei weitem nicht. Man fürchtete den Zauber und suchte sich gegen ihn zu sichern, indem man Zauberer steinigte — mit einem Sack über den Kopf wegen des bösen Blicks — und Hexen in Mooren ertränkte, gewisse Zauberhantierungen hatten auch etwas Verächtliches an sich wegen der Unmännlichkeit oder Perversität, mit der sie verbunden waren (von der wir übrigens nicht wissen, worin sie bestand), aber dies hinderte nicht, daß die Zauberkunst in den besten Familien Vertreter fand (ein Sohn des Harald Schönhaar, allerdings von einer Finnin, war ein berüchtigter Zauberer), und der göttliche Zaubermeister war ja Wodan selbst, der vornehmste Gott, den Könige als ihren Stammvater verehrten. Der eine der Merseburger Sprüche, der gegen Pferdefußverrenkung, führt eine zahlreiche Götterschar mit Wodan an der Spitze vor, der andere, zur Lösung von Fesseln, die göttlichen Kampfjungfrauen. In einem angelsächsischen Segen wird die Erdmutter Erce angerufen, und wir vernehmen erhabene Gebetsklänge, ähnlich der eddischen Anrufung der Asen und der Erde (oben S. 102). So geben die erhaltenen Proben einen unmittelbaren Eindruck von der Feierlichkeit und dem guten Gewissen mancher der alten Zaubersprüche.

Eine Art Zauber war auch die Losung, das Schütteln der mit Zeichen beritzten Stäbe und das Feststellen des Ergebnisses, nach Tacitus eine gewöhnliche Verrichtung des germanischen Bauers selber, aber auch wohl des öffentlichen Priesters. Jene Zeichen waren Verwandte der Runen, wenn nicht diese selbst,[1] und hießen

[1] Über die Frage der Herkunft der Runen vergleiche man Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 9, 1933, S. 406ff. = Erstes nordisches Thing, Bremen, Angelsachsen-Verlag, 1933, S. 60ff.; auch: Germania, Anzeiger der römisch-germanischen Kommission und des Deutschen archäologischen Instituts, Jahrgang 18, Januar 1934, S. 41—43. Daß die hier erwähnte steinzeitliche Ritzung ⅄ wirklich den Lautwert w hat, dafür spricht das aus dem Runenfuthark stammende gotische Y, und ebenso das angel-

wahrscheinlich schon wie diese „Stäbe“. „Stab“ ist aber zugleich der alte Kunstausdruck für die miteinander stabenden (oder, wie man unschön sagt, allitterierenden) Silben des Verses. Dies und unser Wissen über die Rolle der Poesie bei der Weissagung und anderen feierlichen Handlungen weist darauf hin, daß die Ablesung des Losungsbefundes in stabreimenden Versen erfolgte. Der aufgehobene Stab lieferte den „Hauptstab“ des Doppelverses, dem dann der Nebenstab oder die Nebenstäbe (die Stollen, altnordisch studlar) hinzuzufügen waren:

Unbesät werden Äcker tragen;
Böses wird besser: Balder kehrt heim.

Hauptstab in der ersten Zeile — dem ersten Doppel- oder Langvers — ist die erste Silbe von „Äcker“, Nebenstab die von „Unbesät“. Außer diesen beiden Silben tragen „-sät“ und „tra-“ einen Versakzent (eine Hebung), so daß die ganze Zeile vier Hebungen hat, jeder Vers zwei; ebenso in der zweiten Zeile, nur daß hier beide Hebungen des vorderen Verses staben. Spricht man sich diese kleine Probe laut und nachdrücklich vor, wobei sich normalerweise der Rhythmus von selbst einstellt, so erkennt man ihren Charakter als Verse, obgleich sie weder aus lauter Jamben noch aus lauter Trochäen noch überhaupt aus gleichmäßigen „Füßen“ besteht. Der germanische Versbau hat manches gemein mit dem guten Knittelvers, der von ihm stark beeinflußt ist, aber auch mit den griechischen Odenversen, die ja auch verschiedene „Füße“ mischen, wenn auch meist in fest geregelter Folge. Die viel freiere Folge im germanischen Vers ist das entwicklungsgeschichtlich ältere.

Zu hohem Ansehen konnten Seherinnen steigen, was ebenfalls bereits Tacitus feststellt, indem er die Velleda und eine sonst nicht bekannte Albruna als Beispiele nennt, die in den Römerkriegen hervorgetreten waren. Die privaten Gegenstücke zu diesen öffentlichen Gestalten liefern die Sagas; sie erzählen uns von norwegischen, isländischen und grönländischen völur (Seherinnen), die als geehrte Gäste zu den Bauern kommen und ihnen Aufklärung geben über Ernteaussichten und die Gesundheit von Menschen und Vieh, und zwar geschieht dies in Versen. Das ist uralte Sitte; erteilte doch auch die delphische Pythia ihre Orakel in gebundener Rede. So haben gewiß auch Velleda, Albruna und die Ganna der Semnonen ihre Bescheide stabend ausgesprochen, und die altnordi-

sächsische Ƿ, von dem dasselbe gilt, denn beide drücken den unlateinischen Laut u aus, der im älteren Runenfutbark normalerweise die Form P zeigt.

schen poetischen Seherinnenreden sind freie Nachbildungen dessen, was wirkliche Wölwen im Ernst ihren wißbegierig lauschenden Auftraggebern vorgetragen hatten. Das waren nicht bloß Prophezeiungen, es waren überhaupt Enthüllungen über das dem profanen Blick Verborgene, also auch über ferne, jenseitige Welten, über die Urzeit, über Götter und Riesen.

Solches mythische Wissen ist uns in der altnordischen Literatur reichlich bewahrt, meist in der Form der Thula, d. h. der versifizierten Aufzählung, und zwar entweder als eigentliche Thula, die einfach ein Namen- oder Wörterverzeichnis ist, oder als eingekleidete, die jeden Begriff in einer ganzen Strophe behandelt. Thulaartig ist auch ein schilderndes Gesätz wie dieses aus der Wöluspa:

Urzeit war es,
Da Ymir hauste:
Nicht war Sand noch See
Noch Salzwogen,
Nicht Erde unten
Noch oben Himmel,
Gähnung grundlos,
Doch Gras nirgend.

Das hier Geschilderte ist das germanische Chaos, der Zustand des Alls, ehe aus dem Gestein der „grundlosen Gähnung", der riesigen Urschlucht, der erdgeborene Gott entstand, dessen Enkel dann aus dem Leibe des von ihnen erschlagenen Urriesen Ymir (Götter und Riesen waren einander immer feind) die Welt erbaut und die Erdscheibe aus dem Meer emporgehoben haben, damit Sonne, Mond und Sterne sie beschienen. Das hohe Alter dieses versgeformten Vorstellungskreises geht hervor aus der nahen Berührung mit der Ursprungssage bei Tacitus, die aus alten Versen geschöpft ist, sicher thulaartigen Versen, und aus der fast wörtlichen Wiederkehr eines Stückes des eben aus der Wöluspa angeführten Textes im sogenannten Wessobrunner Gebet, in dem ein Geistlicher diese erhabenen Zeilen aus Urvätertagen, die er nicht aus dem Sinne bekam, und die der Genesis nicht zu widersprechen schienen, als Einleitung verwendet hat. Die Natur, die diese kosmogonischen Bilder eingegeben hat, ist die der ältesten germanischen Sitze: schwedisches Felsgebirg, der Ostseestrand und dieses Meer selber oder das Skagerrak. Die Wessobrunner Verse zeigen noch durch ihren Wortlaut, daß sie von Norden — aus niederdeutschem Gebiet — nach Bayern gelangt sind. Zuerst erklungen ist diese Dichtung im Munde einer Seherin oder aber eines T h u l.

„Thul“ ist der älteste — bei Nordgermanen und Angelsachsen überlieferte — Name für den germanischen Dichter, genauer für den, der thulaartig versifiziertes Wissen vortrug. Solches Wissen gab es nicht nur auf mythischem Gebiet, also als Stoff der Seherinnen, sondern auch aus Menschenwelt und Geschichte: Aufzählungen von Völkern und Fürsten und von Geschlechterreihen. Derartiges ist, da es religiös keinen Anstoß gab (auch nicht durch die göttlichen Stammväter, die für die Christen zu Menschen oder nach antikem Muster zu „Halbgöttern“ wurden), auch außerhalb des Nordens reichlich erhalten geblieben, in angelsächsischen Versen und mehrfach in durchsichtigem lateinischem Prosagewande, so bei Jordanes die Stammtafel der asenentstammten Amaler. Das bedeutendste nordische Denkmal dieser Art ist das Ynglingatal des Skalden Thiodolf von Hvin aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, eine eingekleidete Thula über die Ynglingerkönige von Yngvi (Ing) bis auf die Zeit des Dichters. Schon Tacitus gedenkt dieser Gattung, wenn er von den Gedichten der Germanen sagt, sie seien die einzige Art geschichtlichen Andenkens, die es bei ihnen gebe. Da es, wie überall, hauptsächlich die mächtigen, alten Familien waren, die Sinn hatten für alte Kunde (forn frœði nannten es die Nordleute), so wundert es uns nicht, den Thul am Hofe von Fürsten anzutreffen, so im angelsächsischen Beowulf, und auch der älteste Skalde, von dem wir Näheres wissen, Bragi, der manche Züge des Thul an sich trägt, war Gast und Diener mehrerer Könige, u. a. des Hjör von Rogaland (oben S. 53 f.).

Die norwegischen und isländischen Skalden, deren von Bragi bis zum Untergang der Skaldenkunst auf Island im 16. Jahrhundert viele uns gut bekannt sind, stellen uns daher das germanische Dichtertum am besten vor Augen. In einem Punkte unterscheiden sie sich jedoch von älterer gemeingermanischer Dichtersitte: sie haben den Gebrauch der Harfe verlernt. Die höheren Gattungen der germanischen Poesie, Zeitgedicht (altnordisch Drāpa) und Heldenlied (altnordisch kviða) wurden zur Harfe gesungen — nur, wie gesagt, im Norwegen-Island der geschichtlichen Zeit war das nicht der Fall, dort trug man auch die großen, pathetischen Stücke so vor wie das Repertoir des Thul, unmusikalisch, wenn auch mit klingendem Nachdruck. Im übrigen jedoch ist der Skalde typisch: meist vornehmer Geburt, manchmal Adelbauer (so die ältesten norwegischen Skalden anscheinend sämtlich), weilt er am Fürstenhof als Krieger und Dichter, meist auch als Ratgeber, stets vor

anderen geehrt, mit goldenen Ringen, aber auch mit Waffen, gelegentlich sogar einem Schiff belohnt für seine Vorträge, die verschiedene Gattungen zu umfassen pflegen, insbesondere sowohl überkommene Heldenlieder als selbstverfertigte Zeitpoeme, und neben denen Gelegenheitsdichtung auf eigene Hand hergeht. Die in bedeutender Zahl und Ausdehnung erhaltenen Zeitgedichte (Preislieder) der Skalden zeigen in ihrer Mehrzahl einen besonderen, wahrscheinlich irisch beeinflußten metrischen Typus, setzen aber das germanische Zeitgedicht insofern fort, als sie wie dieses Mitteldinge zwischen Chronik und Hymnus in reich geschmückter Sprache darstellen. Die Taten des gefeierten Fürsten werden genau berichtet und das Lob des Fürsten selbst, seiner Tapferkeit und Milde, hinzugefügt. Einige alte Stücke sind jedoch anders beschaffen, und zwar so, daß sie ohne Einschränkung als Beispiele des Fürstenpreisliedes der gemeingermanischen Zeit gelten dürfen.

Es sind dies das Haraldlied des Thorbjörn Hornklofi und die schon erwähnten Lieder auf Eirik Blutaxt und Hakon den Guten. Das erstgenannte Denkmal, auf Harald Schönhaars Sieg im Hafrsfjord, der ihm die Herrschaft über Norwegen brachte um 884, nach der berichtigten Zeitrechnung,[1] und auf seine Hofhaltung, läßt eine Walküre einen hoch auf der Klippe sitzenden Raben befragen, warum ihm und seinen Gefährten Aas in den Schnäbeln hänge, und nun berichtet „des Aaars Eidbruder" — die beiden Walstattvögel treten auch in angelsächsischen Kampfschilderungen gern zusammen auf — in malerischen Zügen von der großen Seeschlacht und im Anschluß hieran von dem Gefolge Haralds, besonders den Skalden, deren prächtige Ausrüstung von der Gunst des Fürsten zeugt, und den Berserkern, zuletzt von den südländischen Gauklern und den Narrenpossen dieses „fußtrittwerten" Völkchens. Die Gaukler, diese Ausgeburt mittelmeerischer Großstadtkultur, waren damals etwas Neues; sie gehören zu den Vorboten des Mittelalters, die sich bei der norwegischen Reichsgründung zeigen; noch Jahrhunderte später sind sie den ernsten Skalden ein Dorn im Auge gewesen.

Das anschaulichste Zeugnis für den Vortrag der Preislieder außerhalb des Nordens liefert uns der Byzantiner Priskos im 5. Jahrhundert. Es bezieht sich auf den nach gotischer Sitte ein-

[1] Siehe Per Wieselgren, Föfattarskapet till Eigla, Lund 1927, und desselben Aufsatz Tideräkningsfrågan i svensk niohundratalshistoria, Historisk Tidskrift 1929, S. 39—66.

gerichteten Hof des Attila. Dort treten nach dem Mahle zwei Männer — sicherlich Goten — vor den Herrscher hin und singen von dessen Kriegstaten und der von ihm bewiesenen Tapferkeit in kunstreichen, vorher ausgearbeiteten Liedern, und alle Anwesenden zeigen sich lebhaft bewegt. Man muß dies so verstehen, daß die beiden Dichter mit verteilten Rollen gesungen haben. Auch in dem angelsächsischen Denkmal Widsid — einer der aufschlußreichsten Quellen für die germanische Poesie — erzählt ein Skop (dies war das bei Angelsachsen und Deutschen übliche Wort für „Dichtersänger“), wie er mit seinem Gefährten Scilling gemeinsam vor dem Gefolgsherrn lauten Sang zur Harfe angehoben habe. Die nordischen Quellen berichten von solchem Doppelvortrag nicht mehr unmittelbar, aber es sind unter ihnen alte Gedichte, die durch ihre Anlage noch davon zeugen. Im Wafthrudnirliede der Edda wird dargestellt, wie Odin den Riesen Wafthrudnir besucht und die beiden sich im Wissensstreit miteinander messen: zuerst muß der Ankömmling von der Diele aus eine Anzahl mythologischer Fragen beantworten und verschafft sich dadurch den Zugang zur Bank, sodann befragt er selbst den Hausherrn, und dieser antwortet, begierig, auch das eigene Wissen zu zeigen, bis er an einer Frage, die er nicht beantworten kann, erkennt, wer der Unbekannte ist und daß er gemäß der von ihm selbst siegesgewiß vorgeschlagenen, jedoch von dem Gott eingegebenen Wette seinen Kopf an Odin verloren hat, so daß dieser wieder einmal erwünschte Beute macht (Gagnrāðr, „der sich oder anderen Beute oder Sieg zu verschaffen weiß“, ist der Name, mit dem Odin sich einführt). Hier befinden wir uns nicht in einer Fürstenhalle, die zusammenwirkenden Sprecher sind Hausherr und Gast, und das Vorgetragene ist demgemäß kein Preislied, sondern thulmäßiger Wissensstoff; Auftritte wie der geschilderte konnten im wirklichen Leben vorkommen. Aber Thul und Dichtersänger sind nicht scharf geschieden, es gab den selbständigen Thul (den Adelbauer als Thul, dessen poetisches Abbild Wafthrudnir ist) und den Thul im Fürstendienst, ebenso den Dichtersänger (im Norden den Skalden) in beiden Rollen, und zwar konnte derselbe Mann zeitweilig das eine und zeitweilig das andere sein. Und so finden wir denn in der Preisliedanlage das Frage- und Antwortspiel wieder: das Haraldlied ist ja ein Fragedialog zwischen der Walküre und dem Raben. Nun sind zwar der angelsächsische Skop und sein Freund Scilling keine Walküren und Raben, aber in ähnlicher Weise wie diese Phantasiefiguren

des Thiodolf werden auch sie sich über den Ruhm ihrer Gönner unterhalten haben; desgleichen die beiden Goten, die Priskos gehört hat. War aber solches Auftreten zu zweien ein verbreiteter Brauch, so pflegten wahrscheinlich die Rollen von vornherein irgendwie gekennzeichnet zu sein, d. h. es fand, wenn nicht geradezu Vermummung, so doch Mimik statt, derart, daß mythische oder Sagenpersonen zu sprechen schienen.[1] Gewisse Stellen in altertümlichen Eddaliedern weisen ziemlich bestimmt darauf hin, daß man z. B. den Gott Odin gespielt hat. Dies hing gewiß mit religiösen Gebräuchen zusammen. Der Priester, der nach Tacitus die Göttin Nerthus auf ihrer Umfahrt begleitete, stellte ihren göttlichen Gemahl dar. Derartige Riten gab es ohne Zweifel noch mehr, in neueren ländlichen Sitten leben solche in modernisierter Form nach, und hier finden sich auch Tierverkleidungen (so bei dem merkwürdigen ostenglischen Neujahrsumzug mit dem Pflug, der sehr ähnlich im Saaletal wiederkehrt und mit der besonders für Dänemark bezeugten Fruchtbarkeitsgöttin Gefion zusammenhängt). Wieweit diese Religionsbräuche mit Versvortrag verbunden gewesen sind, ist schwer zu sagen. Jedenfalls haben wir es bei dem gemeinsam agierenden Sängerpaar in der Fürstenhalle mit den Anfängen des Dramas in Germanien zu tun und bei manchen aus reiner Rede aufgebauten Eddaliedern mit den Anfängen dramatischer Dichtung, wenn es auch eine Bühne noch nicht gab.[2]

Weder für den Vortrag von Preisliedern noch für den dichterischen Vortrag überhaupt ist die Zweizahl der Vortragenden Regel gewesen. Das Gewöhnliche war jedenfalls Einzelvortrag. So wie uns Homer den blinden Sänger Demodokos vorführt, so ungefähr müssen wir uns auch den germanischen Sänger am Fürstenhofe denken. Ein blinder germanischer Dichter ist der Friese Bernlēf, von dem Altfrids Biographie des heiligen Liudger erzählt. Dieser erscheint als ein selbständiger Mann, ein großer Herr — weshalb ihm Umgänglichkeit zum Lobe angerechnet werden kann —; seine Lieder von den „Taten der Vorfahren und dem Streit der Könige“ trägt er also den eigenen Hausgenossen und Gästen vor, was schon der letzte Wandalenkönig Gelimer getan hat und was auch altnordische Dichter taten. Gewiß aber hatte Bernlef in jüngeren Jahren Lob und Ehrensold in Fürstenhallen geerntet, nicht bloß

[1] Siehe das oben S. 58 über die Berserker und die úlfhednar Bemerkte.
[2] Vgl. Bertha S. Phillpotts, The Elder Edda and Ancient Scandinavian Drama, Cambridge, At the University Press, 1920.

daheim beim Friesenkönig, sondern weiter herum in Germanien. Nicht bloß die Preislieder, auch die Heldengedichte waren eigentlich für eine Zuhörerschaft von Gefolgskriegern berechnet. Auch die Heldenlieder haben meist — eine Ausnahme ist das eddische Wielandslied — Fürsten oder fürstliche Gefolgsleute (wie Starkad oder den alten Hildebrand) zu Helden, und auffallend viele ihrer Szenen spielen in Königshallen: der Entschluß der Nibelungen zum Aufbruch und das Trutzwort des letzten Nibelungen (im Alten Atliliede), die Abweisung der fränkischen Gesandtschaft durch den Thüringerkönig Irminfried (im Iringliede, das Widukind nacherzählt), Turisinds Selbstüberwindung (bei Paulus Diakonus), Ingelds Aufrüttelung durch Starkad (im Beowulf und bei Saxo), der Untergang der Swanhildbrüder (im Hamdirliede), des Bastards Erbforderung im Liede von der Hunenschlacht.

Andererseits bestehen zwischen Heldenlied und Preislied tiefgehende Unterschiede. Während letzteres die Taten des anwesenden oder — als Erblied — des eben verstorbenen Gönners behandelt und im übrigen Enkomion ist, bewegt sich jenes in der Vergangenheit und meist auch in räumlicher Ferne und hat es nicht mit jemandes Taten und Tugenden zu tun, sondern lediglich mit einer ergreifenden, schicksalsvollen Handlung; es erzählt eine F a b e l — so wie Aristoteles diese definiert hat, und wie jedes gesunde Drama eine Fabel hat —, und zwar mit reichlicher Verwendung von Zwiesprache, auch von kurzen Monologen (wie Hildebrands himmelwärts gerichtete Klage vor dem Kampf mit dem Sohne oder im Alten Atliliede Gudruns einsame Verwünschung des zum Walde reitenden Hunenkönigs). Das Preislied ist aktuell und wirkt hierdurch und durch eine zum Prächtigen neigende Form; tieferer menschlicher Gehalt und dementsprechender dichterischer Wert pflegen ihm zu fehlen. Das Heldenlied dagegen wirkt wesentlich durch seinen Inhalt, die Fabel, die ernst und meist tragisch ist und mit der Wucht des Schicksals ans Herz greifen soll. Es zieht aber auch, wie der Thul oder die Seherin, die von Urzeiten künden, Nutzen aus dem Reiz des „In alten Tagen war's" (ein beliebter Anfang) und aus der Patina einer altertümlich gehobenen Sprache. Allerdings kommt das Heldenlied dem Preislied doch wieder nahe durch das, worauf sein Name gegründet ist: die Begeisterung für Heldentum, die es ausdrückt und wachruft. Aber das Heldentum der gepriesenen Gegenwartskönige ist äußerlicher als das der poetischen Vorzeithelden, die selbstverständlich ebenfalls stark und tapfer

sind, zugleich aber Helden im tiefen und allgemeinen Sinn des Wortes, vor allem im Sinne der Selbstbeherrschung auch in nicht kriegerischen Lagen. Turisind, der Gepidenkönig, überwindet seinen Rachewunsch und dämpft die Kampfleidenschaft seiner Getreuen um des Gastrechts und der königlichen Würde willen. Sigurd ruht drei Nächte neben der Braut des Freundes mit der blanken Klinge zwischen ihnen, aus Treue. Aber auch von Hamdir können wir sagen, daß er sich beherrscht, wenn er, dem Tode nahe, aus innerer Kraft und Stille heraus zum Bruder spricht:

„Wir stritten tapfer:
Wir stehen auf Leichen,
Erzmüden Goten,
Wie Aare im Gezweig;
Heldenruhm bleibt uns,
Ob auch heute wir sterben:
Niemand sieht den Abend,
Wenn die Norne sprach."

Das Heroische in unserer Heldendichtung ist also weit mehr als eine gewaltig ausbrechende Naturkraft, wie etwa die eines Herakles, der als Kind Schlangen erwürgt und der den Löwen bändigt. In Jung Siegfrieds Drachenkampf mag man freilich solche Naturkraft erkennen. Wie er nach dem übermenschlich reichen Mahl im Walde sich urkräftig reckt und es ihn nach dem Gegner gelüstet, der dann in Gestalt des Lindwurms auch wirklich erscheint, frisch bestanden und siegreich erlegt wird, das ist — so wie es die Thidrekssaga erzählt (Thule Bd. 22) — ein köstliches deutsches Gegenstück zu dem Ausbruch der Heldenart im jungen Herakles. Aber die heitere Ausmalung ist gewiß erst mittelalterlich. Das alte Eddalied Fāfnismāl behandelt das Thema wesentlich anders, nicht nur mit anderer Szenerie und anderem Kampfverlauf — Jung Sigurd durchsticht den zum Wasser kriechenden Drachen aus einer Grube heraus von unten mit dem Schwert und hat dann auf der Stelle die Auseinandersetzung mit seinem Pflegevater, dem Zwerg —, sondern auch so, daß statt der Kampflust und wunderbaren Kraft des unbändigen Naturkindes anderes die Hauptsache ist, nämlich, wie der Knabe Sigurd in der Gefahr, in die der hinterlistige Zwerg ihn bringt, dessen gemeine Berechnung zuschanden und sich dadurch zum selbständigen Manne, zum fertigen Helden macht. Auch in der mittelalterlichen Fassung ist dies nicht vergessen, aber es tritt in den Hintergrund, da der

Drachenkampf als heiteres und spontanes jugendliches Heldenstück den Vordergrund füllt. Diese mittelalterliche Fassung hat ihre eigenen Reize und ist außerdem in dem, was für sie die Hauptsache geworden ist, viel leichter verständlich, aber sie ist eben doch abgeleitet, und wir dürfen uns also unsere Vorstellung der germanischen Dichtung von Siegfrieds Drachenkampf nicht nach der Thidrekssaga machen, sondern müssen uns dafür an das Eddalied halten. Auch dessen Jung-Sigurd kann an Herakles erinnern, aber weniger durch seine Kraft als durch die Dienstbarkeit, die sich für ihn nicht ziemt, und aus der er sich emporschwingt. Solche menschlichen Motive und darauf aufzubauende Fabeln sind das, was den germanischen Heldendichter fesselt, nicht Muskelstärke und gewaltiges Dreinhauen, weil dies zwar schätzbare, aber an sich unpoetische Dinge sind. Siegfried war berühmt als unwiderstehlicher Kämpfer, sein Drachensieg war eine bewunderte Tat, aber Kämpfe und Ungeheuertötungen ergeben kein Heldengedicht, während Feindestötungen allerdings ein Preislied ergeben können.

Noch vor einem anderen Irrtum in bezug auf das Wesen der germanischen Heldendichtung ist zu warnen: sie verherrlichte nicht Vorkämpfer und Wohltäter des Volkes als solche. Siegfrieds Drachentötung bedeutete keine Befreiung einer Gegend — der ursprüngliche Schauplatz ist die wahrscheinlich unweit der Lahn zu suchende „Gnittenheide“[1] —, und wenn Gudrun-Kriemhild den Attila tötete, so war das nicht eine Unschädlichmachung der allgemein verhaßten Gottesgeißel. Andere Völker haben ihre Helden in solchem Lichte gesehen, so besonders die Franzosen des Mittelalters ihren Roland, der ja „das süße Frankreich“ und zugleich den christlichen Glauben gegen die Sarazenen verteidigt. Einen germanischen Dichtungshelden gibt es, dessen besungene Tat eine Wohltat für sein Volk war: der Angle Uffo (Offa): durch seinen siegreichen Zweikampf mit dem Vertreter der holsteinischen Schwaben an der Eider schützte er die Selbständigkeit des anglischen Königreichs und schlug seine Grenze fest zur Zufriedenheit der Volksgenossen. Aber was dieses Heldenlied darstellen wollte, war nicht Uffos politisches Verdienst, sondern seine persönliche Geschichte, die geschlossene Fabel von des scheinbar stumpfen Königs-

[1] Altnordisch Gnitaheiðr. Das Itinerarium des Abtes Nikolaus von Thverá (Island) ist unsere Quelle für die Lokalisierung des Drachensieges in der Lahngegend (Alfræði Íslenzk, udgivet ... red Kristian Kålund, København 1908, S. 13, Z. 20).

sohnes Erwachen zur Mannhaftigkeit, so daß der blinde König im Alter noch seinen Sohn gewinnt. Uffo handelt aus Ehrgefühl und aus Familiensinn, nicht aus Patriotismus. Daß die Angeln sich über ihn freuen, weiß natürlich der Dichter, und er hat es jedenfalls auch zum Ausdruck gebracht. Ob aber dieser Dichter ein Angle gewesen ist, steht keineswegs fest. Auch ein Dichter aus einem anderen germanischen Stamm hätte den Vorkämpfer der Angeln verherrlichen können, weil er eben, poetisch gesehen, mehr als ein Vorkämpfer war und nur deshalb besungen wurde. Als die Mehrzahl der Angeln aus den Sitzen nördlich der Eider nach Britannien abgezogen war und die aus Schweden vordringenden Dänen ihr Land in Besitz genommen hatten, übernahmen diese mit Höfen und Äckern auch anglische Heldenlieder, darunter das von Uffo; ein dänischer Dichter setzte es ins Dänische um und gab es weiter. Da der Zweikampf auf einer Eiderinsel spielte, lag es späteren Geschlechtern, die von dem Angelnreich nichts mehr wußten, und vollends den Dänen auf den Inseln und in Schonen nahe, den Helden und seinen Vater zu Landsleuten zu machen (wobei der Name des Königs und auch der des Schwertes, das dieser dem Sohn verschafft, anglische Form beibehielten,[1] und ebenso wurden die Schwaben zu Sachsen oder Deutschen, da nunmehr diese die Südnachbarn waren. Der deutsch-dänische Gegensatz führte dann dazu, daß Uffos Grenzkampf patriotische, ja chauvinistische Farben bekam. In diesem Zustande finden wir die Fabel bei den dänischen Geschichtschreibern Sven Aagesen und Saxo ums Jahr 1200, bei denen sie übrigens erst ihre volle Schönheit entfaltet.

Die Angeln selbst und die anderen britannischen Germanen pflegten hauptsächlich Heldensagen dänischer und gautischer, aber auch solche fränkischer Herkunft. Im Epos Beowulf, das um 700 in einem nordenglischen Kloster auf Grund alter Lieder verfaßt worden ist, erscheinen die Dänen als das eigentliche Heldenvolk der Vorzeit; Beowulf selbst ist ein Gaute. In Süddeutschland waren die aus Italien oder donauaufwärts eingeführten gotischen Heldenlieder neben den fränkischen vom Rhein die beliebtesten; Dietrich von Bern ist ein Gote. Die fränkischen Nibelungenlieder handelten nicht von Franken, sondern von Burgunden. Im Norden übten die Heldenlieder gotischer und fränkischer Herkunft größere Anziehungskraft aus als die einheimischen. Unter den Eddaliedern

---

[1] Der König heißt Wērmund, das Schwert Skrēp (statt Wārmund und Skrāp).

handeln die ältesten sämtlich von Goten und Nibelungen (einschl. Sigurd) und überhaupt nur wenige von nordischen Helden wie Rolf Krake oder Starkad. Hagen und seine Tochter Hilde, diese in Nord und Süd besungenen Gestalten, gehören ursprünglich dem Königshause der Holmrugier an der Weichselmündung an, die vermutlich schon bei der Landung der Goten dort — vor Beginn unserer Zeitrechnung — zugrunde gegangen sind, Hildes Entführer Hetel war Fürst der Glammen — ein anderes untergegangenes Volk an der Südküste der Ostsee.

Dieser Befund zeigt, daß landsmannschaftliches Pietäts- oder überhaupt Zusammengehörigkeitsgefühl bei der Aneignung der Heldenlieder keine nennenswerte Rolle gespielt haben und auch für die Wahl der Helden durch die Dichter nicht ausschlaggebend gewesen sein kann. Andererseits sehen wir aber den germanischen Gemeingeist wirksam: die Gastfreundschaft, die man den Helden aller germanischen Stämme gern und freudig gewährte, ist nichtgermanischen Helden niemals gewährt worden. Man hat gewiß öfters ausländische Fabeln und Motive übernommen (so den Kampf von Vater und Sohn im Hildebrandsliede, die Atreusmahlzeit im Alten Atliliede, den Daidalosflug im Wielandsliede, die goldgefüllten Stäbe Hamlets), aber diese sind immer germanisiert worden. Zum Helden des Vater-Sohn-Kampfes wurde Hildebrand gemacht, der schon vorher besungene treue Gefolgsmann der Amaler, und die Fabel wurde so gewendet, daß sie germanischem Heldenstil entsprach: Hildebrand muß sich überwinden und gegen den Sohn kämpfen, obgleich er weiß, daß es sein einziger, endlich gefundener Sohn ist, denn die Kriegerehre fordert es unerbittlich. Keines der fremden Gegenstücke — weder das persische noch das russische noch das altirische — kennt dieses bezeichnend germanische Motiv. Daß fremde Völker und Fürsten als solche nicht ausgeschlossen sind, zeigt die bedeutende Rolle, die Attila und die Hunen in der Nibelungen-, aber auch in der Waltherdichtung und (ohne Attila) im Liede von der Hunenschlacht haben. Die Hunen sind aber nur Masse, Attila ist nur Gegenspieler, und in der ursprünglichen fränkischen Dichtung von ihm und den Nibelungen (dem Alten Atliliede) ist er zwar ohne Gehässigkeit, mit künstlerischer Objektivität, aber sehr deutlich gezeichnet als eine Art orientalischer Pascha, dessen kalte, raffinierte Grausamkeit fremdartig absticht von dem Heldensinn seiner germanischen Opfer, und für den das Mahl aus dem Fleisch seiner Söhne und der Tod in wehr-

loser Trunkenheit von der Hand einer Frau die angemessenen Strafen sind. In der gotischen Heldendichtung war Attila günstiger beleuchtet, weil die Goten als seine Bundesgenossen ihn von der guten Seite kannten. Aber eine Heldenrolle haben ihm weder die Goten gegeben noch ihre Nachfolger, die oberdeutschen Dichter, die sich damit begnügt haben, den Hunenkönig von der Schreckenstat an den Nibelungen zu entlasten und ihn, wie schon die Goten, als milden Wirt zu zeichnen. Eine etwas heroischere, jedoch nur eine Nebenrolle ist Attilas Bruder „Blödel" zugefallen. Als einziger Liedheld, der kein Germane ist, kommt Wieland in Betracht, der Träger einer zwar germanisch hartnäckigen und durch Not entschuldbaren, aber unmännlichen, neidingmäßigen Rachehandlung. Dieser ist aber ein Elbe — „Elbfürst" nennt ihn die nordische Fassung —, der einzige Fall, wo ein mythisches Wesen im Handlungsmittelpunkt steht; denn alle andern Helden — auch Siegfried — sind Menschen und nie etwas anderes gewesen. Erst junge nordische Überlieferung hat aus dem Elben einen Finnen gemacht, also dem niedrigstehenden Nachbarvolk — das Tacitus als Jäger ohne Eisenwaffen und ohne Arbeitsteilung der Geschlechter den germanischen Bauern und Kriegern gegenüberstellt — Wielands Neidingswerke aufgebürdet. Der ursprüngliche Dichter hatte tiefes Mitgefühl mit dem vergewaltigten Elben; er lebte wohl im bergigen Westfalen, also im königlosen Sachsenlande; seine Erfindung von der Rache des Geknechteten und der bösen Königin ist eine der kühnsten unserer Heldenfabeln.

Das Blut, das in unserer Heldendichtung fließt, wird ebenso oft oder öfter von Stammesgenossen wie von andersstämmigen Germanen vergossen. Stammesgegensätze bedeuten dabei nichts, auch nicht beim Zusammenstoß der Völker Harald Kampfzahns und Sigurd Rings. Die Gegner der Friesen im angelsächsischen Hengestliede, die ihrer so viele erschlagen, sind nach dem „Beowulf" Dänen, nach dem Liede aber ebenfalls als Friesen (im weiteren Sinne, Angelsachsen) aufzufassen. Auch hier handelt es sich um Kampf von Fürsten und Gefolgschaften, nicht von Völkern. Ein richtiger Völkerkrieg taucht nur einmal auf, im Hunenschlachtliede, wo des gotischen Königsbastards Großvater, der Hunenkönig, Mannen und Rosse bis herab zu den Zwölfjährigen und zu den dreijährigen Fohlen aufbietet und so mit gewaltiger Macht sengend und brennend ins Gotenland einfällt; die Goten aber verteidigen bis auf den letzten Mann Erbland und Freiheit (wie die

prosaische Nacherzählung dieser Stelle sagt, sehr ähnlich aber auch schon der Widsid) und werden nach mehrtägiger Schlacht in furchtbarem Blutbade der hunischen Tausende Herr. Hier ertönt im weiten Felde der alten Heldendichtung der einzige vaterländische Klang, und hier handelt es sich um den Widerstand gegen fremdstämmige Eindringlinge. Patriotische Fanfaren gegen germanische Stammverwandte vernehmen wir erst im Hochmittelalter, als für die Dänen der Deutsche der Landesfeind wurde und sie ihren Holger Danske siegreich gegen den Berner und seine Getreuen streiten ließen. Das war damals etwas ganz Neues, und den Dänen selbst ist dabei nicht immer wohl gewesen, denn sie haben sich die Deutschen gern zu einer Art Hunen umgedichtet, nämlich zu Wenden, die allerdings Magnus der Gute von Norwegen-Dänemark am 28. September 1043 auf der Lürschauer Heide zu Paaren getrieben hat, aber mit Zuzug seines Schwagers, des Herzogs Ordulf von Braunschweig, und zum dauernden Dank auch der Deutschen, denen die Rückgewinnung des germanischen Ostens dadurch erleichtert worden ist.

Was seit dem Untergang des Ostgotenreiches die Hunen waren, das waren in früherer Zeit die Römer. Am Ende des zweiten Buches seiner Annalen berichtet uns Tacitus, der Cheruskerfürst Arminius, der Sieger vom Teutoburger Walde, der „unzweifelhafte Befreier Germaniens“, wie er ihn bewundernd nennt, werde noch zu seiner Zeit bei den Germanenstämmen in Liedern gefeiert. Verstehen wir dies so, wie man es lange hat verstehen wollen, daß Arminius als Befreier Germaniens besungen werde, so läßt sich die Nachricht mit dem, was sonst über die germanische Heldendichtung bekannt ist, nicht vereinigen. Es kann aber auch anders verstanden werden: Arminius war Held eines Heldenliedes geworden auf Grund seines persönlichen tragischen Schicksals. Er war ja durch Verwandte gefallen; tragisch endender Sippenstreit ist das Lieblingsthema unserer Heldendichter, man denke nur an die Nibelungen, an Hildebrand, an das Hunenschlachtlied (der andern Beispiele zu geschweigen). Das Nähere über den Zwist im Cheruskerhause ist unbekannt. Es ist aber wahrscheinlich, daß er sich schon damals angesponnen hatte, als Arminius Thusnelda gegen den Willen ihrer Angehörigen entführte und zur Frau nahm. Von Entführung und daraus entspringender, tragisch endender Schwagerfehde erzählen (wie schon erwähnt) zwei uns bekannte germanische Heldenfabeln, die von Hetel, Hilde und Hagen (in ihrer ur-

sprünglichen, von den Isländern geretteten Gestalt) und die von Helgi dem Hundingstöter und Sigrun. Vom historischen Schicksal des Arminius dürfen wir sagen, daß es einer dritten Dichtung dieser Art den Stoff bieten konnte. Wie Helgi im Eddaliede als starker, unbesiegbarer Kriegerhäuptling erscheint, der — wie Siegfried — nur durch List fallen kann (der Sigrun zuliebe von ihm geschonte Schwager durchbohrt ihn in Odins heiligem Hain mit des Gottes Speer), so war Arminius „im Kriege unbesiegt" und fiel durch List. Dies alles macht den Befreier Germaniens in nahezu klassischem Grade zu einem gegebenen Helden für die heroische Poesie; die Nachricht des Tacitus empfängt die beste innere Stütze, die nach Lage der Dinge denkbar ist. Lebte aber Arminius im Gesang der Heldendichter, so werden diese auch die Römerwalstatt beschworen haben, so gut wie im Liede vom gotischen Bruderzwist die Hunenwalstatt erscheint. Im alten Helgiliede sitzt Helgi nach erstrittenem Siege auf der Kampfstätte, als hilfeflehend und werbend Sigrun zu ihm kommt und er ihr verheißt, für sie kämpfen und leben zu wollen.

Nicht allein bei den Cheruskern sang man noch Menschenalter nach seinem Tode vom Sohn des Segimeris. Wie die Kunde von der Niederlage der Welschen im Teutoburger Wald ohne Zweifel bis zu den fernsten Enden Germaniens gedrungen war (die von der großen Hunenschlacht am Weichselwald tat später dasselbe), so hat erst recht das Lied von Arminius' menschlicher Größe und tragischem Untergang Hörer gefunden und Begeisterung geweckt, so weit die germanische Zunge klang, vom Rhein bis zur Weichsel, von der Donau bis zur skandinavischen Nordmark.[1]

---

[1] Eine Einführung in die Helden- und Götterdichtung der Germanen enthält die Neubearbeitung von Simrocks Eddaübersetzung, die, vom Verfasser herausgegeben, bei der Deutschen Buchgemeinschaft in Berlin erschienen und vom Germanischen Seminar der dortigen Universität an jeden Besteller zum Preise von 3.— Mark verschickt wird.

Register